



Photogr. Aufn. von J. F. F. in Hamburg.

Auslassen von Brieftauben an Bord des Ozeandampfers „Auguste Viktoria“.

Die Tauben werden von der Hamburg-Amerika-Linie gehalten und für Nachrichten-Übermittlung von hoher See trainiert. — Es sind einige hundert an der Zahl, die den verschiedenen Passagier-Dampfern mitgegeben werden, und zwar aus dem Grunde, um nichts zu unterlassen, was zur Erhöhung der Sicherheit der Passagiere beitragen könnte.

Aus Leidenschaft.

Roman

von

Reinhold Ortmann.

Erstes Kapitel.

Die reichen Wohnräume des Bankdirektors Göttersberg waren festlich erhellte und für den Empfang der erwarteten Gäste bereit. Musternd und mit einem zufriedenen Lächeln auf den Lippen durchschritt der kleine, wohlbeleibte Hausherr im Schmuck seiner beiden ausländischen Orden die von zarten Wohlgerüchen erfüllten Gemächer. Als ein Mann von strengster Pünktlichkeit hatte er es für seine Pflicht gehalten, eine halbe Stunde vor der auf den Einladungen angegebenen Zeit auf seinem Posten zu sein, und nun sah er in immer kürzeren Zwischenräumen nach der Uhr, von der Sorge beunruhigt, daß seine Damen sich nach leidiger Frauenart bei ihrer Toilette verspäten könnten.

Ganz erschrocken fuhr er zusammen, als nun wirklich die Wohnungsglocke anstieß, aber die ängstliche Spannung in seinen Zügen löste sich sofort, da der draußen im Vorflur amtierende Lohndiener die Thür des Salons vor einer jungen Dame aufriß, die gar nicht so aussah, als ob sie in der Absicht gekommen sei, an der Soirée des Herrn Bankdirektors teilzunehmen.

Denn sie war in einem sehr einfachen dunkeln Straßenkleide, hatte ein kurzes, mit billigem Pelzwerk besetztes Jäckchen an, und trug das Barett noch auf dem Kopfe. Nach der Schlantheit ihrer Gestalt und der kindlichen Weichheit ihrer Züge zu urteilen, war sie nicht mehr als sechzehn oder siebzehn Jahre alt. Ihre Formen waren noch ein wenig edig, und der unvoreilhafte Anzug ließ ihre Glieder etwas zu lang erscheinen. Aber sie sah trotz alledem ganz allerliebste aus mit ihrem reizenden kirschroten Mund, dem feinen, geraden Näschen und den kleinen, wirren, dunkeln Locken, die sich an den Schläfen wie über der Stirn unter dem grauen Pelzwerk des Barett hervorkrauschten. Es war ein frisches, rosiges Gesichtchen, von dem man auf den ersten Blick den Eindruck gewinnen mußte, daß es gemacht sei, um zu lachen und in jugendlichem Frohsinn zu strahlen, wie verstört und traurig es auch in diesem Moment aussehen mochte.

„Ah, guten Abend, Fräulein Elfinger,“ erwiderte der Bankdirektor mit etwas herablassender Freundlichkeit den schüchternen Gruß des jungen Mädchens. „Was verschafft uns denn das Vergnügen? — Sie wollen zu Ihrer Schwester — nicht wahr? Ist Ihnen doch hoffentlich nichts Unangenehmes widerfahren, daß Sie gar so betrübt dreinschauen?“

„Ja, ich wollte zu meiner Schwester,“ sagte sie, ohne die letzte Frage zu beantworten, mit einer Stimme, die sehr lieblich klang trotz des gedrückten Tones. „Aber wenn ich ungelegen komme...“

Das Zucken ihrer Mundwinkel ließ vermuten, daß die Thränen bedenklich nahe waren. Auch ein Barbar hätte in diesem Augenblick Mitleid mit ihr haben müssen. Und Herr Göttersberg war, sofern nur sein Geldbeutel nicht in Anspruch genommen wurde, allezeit ein wohlwollender Menschenfreund.

„Wir erwarten allerdings einige Gäste. Aber ein Viertelstündchen dürfte schon noch vergehen, bevor die ersten kommen. Und bis dahin können Sie Ihrer Schwester doch wohl alles anvertrauen, was Sie auf dem Herzen haben. Gehen Sie nur in das Speisezimmer hinüber — da habe ich Fräulein Margarete zuletzt gesehen.“

Er nickte ihr noch einmal aufmunternd zu, und seine Augen folgten mit lebhaftem Wohlgefallen ihren anmutigen Bewegungen, bis ein herabfallender Vorhang die zierliche Gestalt seinen Blicken entzog.

Auf den Fußspitzen, als fürchte sie sich, ihre derben Straßentiefeln auf die kostbaren Teppiche zu setzen, ging die Kleine durch einige der ihr bekannten Gemächer bis zu der großen Schiebethür, hinter der das Speisezimmer lag. Zaghaft öffnete sie sie nur so weit, daß sie eben das Köpfchen hindurch stecken konnte, und ganz geblendet von der Pracht, die ihr da entgegenschimmerte, starrte sie sekundenlang auf die lange, mit glänzendem Silber, funkelndem Kristall und farbenfatten Blumengewinden schier überreich beladene Tafel.

Ein Diener in Vivree und zwei hübsche Hausmädchen in blütenweißen Schürzen waren noch damit beschäftigt, nach den Anweisungen einer mitten im Zimmer stehenden jungen Dame hier und da bessernd die Hand anzulegen. Alle vier hatten im Eifer der Arbeit das kleine Geräusch überhört, und erst auf den leisen, bekommenen Zuruf: „Margarete!“ wandte das junge Mädchen überrascht den Kopf.

Man hätte nicht eben viel Scharfsinn zu besitzen brauchen, um zu erkennen, daß sie und die Kleine im

grauen Barett Schwestern seien. Ihre Gesichter waren von überraschender Ähnlichkeit, und alle Anzeichen sprachen dafür, daß die jetzt noch etwas schwächliche Besucherin nach vier Jahren fast genau so aussehen würde wie ihre mit allem Liebreiz voll entwickelte jungfräuliche Blüte geschmückte Schwester. Nur die Farbe des Haars und der Augen war nicht dieselbe. Denn Fräulein Margarete zu einer sehr einfachen Frisur aufgesteckte Flechten schimmerten in lichte blond, und ihre Augen waren von hellem Blau, während die der Jüngeren tiefdunkel aus dem süßen Kindergesichtchen leuchteten.

„Jenny — du? — Zu so später Stunde? — Und hat man dir nicht draußen gesagt, liebes Herz, daß hier sogleich große Gesellschaft sein wird?“

Sie war an die Thür geeilt und hatte sie weiter auseinander geschoben, um beide Hände der Schwester ergreifen und sie in das Speisezimmer hineinziehen zu können. Die Gefragte beantwortete ihre letzte Frage mit einem trübseligen Kopfnicken, und dann, von der Last des Kummer überwältigt, warf sie sich plötzlich an Margaretes Brust, um mit halberstimmter Stimme zu schluchzen:

„Ach, sei mir nicht böse! Aber ich konnte nicht ohne ein Wort des Trostes fortgehen. Ich mußte — mußte dich sprechen.“

Ihr ganzes zierliches Figürchen erzitterte im Uebermaß des Schmerzes. Lieblos streichelte die Schwester ihre heiße Wange.

„Haben Sie dich daheim schon wieder gequält, mein armer Liebling? Komm, laß uns auf mein Zimmer gehen. Da sollst du mir alles erzählen.“

Von den neugierigen Blicken der Dienstmoten begleitet, verließen sie das Gemach, um das Stübchen der Erzieherin aufzusuchen, das natürlich in den hinteren Regionen der sehr ausgedehnten Wohnung lag.

„So, hier sind wir ganz ungestört. Die kleine Ilse da nebenan liegt schon im tiefsten Schlaf. Was hat es also bei den Wahrensdorfs gegeben? Denn Sie sind doch wohl auch diesmal die Ursache deiner Betrübniß?“

Sie hatte die noch immer am ganzen Körper bebende Schwester neben sich auf das schmale Sofa niedergezogen und hatte zärtlich den Arm um sie gelegt, wie um ihr damit das tröstliche Gefühl sicheren Beschirmungs einzufloßen. Und Jenny war ihr dankbar dafür. Sie bewies es durch die zutrauliche Art, in der sie das dunkle Köpfchen an Margaretes Schulter lehnte, und durch den hingebend liebevollen Blick, mit dem sie zu ihr aufsaß.

„Ja, Sie sind es! Und ich sage dir, Marga, ich kann es nicht länger ertragen. Wenn Sie nicht aufhören, mich zu peinigen, gehe ich in die weite Welt, oder noch lieber ins Wasser.“

„Schäme dich, Jenny! Würde es wirklich eines Tages ganz unerträglich, so gäbe es doch wohl immer noch einen andern Ausweg als diese beiden. Aber du mußt tapfer sein und geduldig ausharren. Am Ende meinen Sie es bei alledem doch gut und glauben, nur ihre Pflicht zu erfüllen.“

„O Marga, wie wenig mußt du Sie doch kennen, diese herzlosen, verknöcherten Menschen, die keiner andern Liebe fähig sind als der Liebe für ihre eigne Person.“

„Sei nicht ungerecht gegen Sie, Jenny! Bei den bescheidenen Verhältnissen, in denen der Oheim als pensionierter Kanzleirat lebt, bedeutete es für ihn gewiß ein nicht geringes Opfer, als er sich entschloß, dich ohne jedes Entgelt in seinem Hause zu behalten.“

„Ja, es muß wohl so sein. Denn seit dem Augenblick, da er jenen hochherzigen Entschluß gefaßt, ist noch kein Tag — nein, ist noch keine Stunde vergangen, wo er oder seine Gattin mir nicht auf irgend eine Weise die Größe dieses Opfers klar gemacht hätten. O, es ist so schimpflich, immer und immer wieder daran erinnert zu werden, daß man eine Bettlerin ist und von den Almosen großmütiger Verwandten sein Dasein fristet.“

„Wenn Sie dich so oft daran erinnern, geschieht es wohl nur, weil Sie dich für undankbar halten. Und stelle dir doch vor, liebste Herz, was aus dir werden sollte, wenn der Oheim seine Hand von dir zurückzöge und dich deinem Schicksal überließe.“

„Ach, wenn er es doch thäte! Wie eine Erlösung würde ich es begrüßen, und mit Freunden würde ich mir mein Brot bei fremden Leuten verdienen, wie du.“

Ueber das schöne Gesicht der Schwester glitt ein wehmütiges Lächeln.

„Und bist du ganz sicher, daß du da nicht vielleicht noch schlimmere Erfahrungen machen würdest als bei den Wahrensdorfs?“

„Wie, Marga, so sprichst du — du, die es so gut hat? Kann man sich wohl eine angenehmere Umgebung wünschen als dies prächtige Haus? Und wirst du nicht behandelt, als ob du zur Familie gehörtest? Auch an der heutigen Gesellschaft darfst du wieder teilnehmen. Das ist doch etwas ganz andres als die notdürftig übertünchte Armut und das ewige lang-

weilige Einerlei bei dem Oheim! Wie glücklich würde ich mich an deiner Stelle fühlen!“

Die Erzieherin hielt es für gut, über diesen Stoßseufzer hinweg zu gehen, als ob sie ihn nicht gehört hätte.

„Ich muß in jedem Augenblick darauf gefaßt sein, daß man mich ruft,“ sagte sie. „Darum laß mich nun vor allem hören, was dich in solche Aufregung versetzt hat.“

„Womit soll ich anfangen, Marga, und womit soll ich aufhören? Es ist immer derselbe Jammer, Tag für Tag, und Stunde für Stunde! Weil Sie mich zu einer guten Hausfrau erziehen will — wie Sie es nennt —, quält mich die Tante unausgesetzt mit Unterweisungen und guten Lehren, die mich fast um den Verstand bringen. Denn ich habe nun einmal kein Talent zu den gräßlichen Verrichtungen, die man von mir verlangt. Ich kann nicht waschen und bügeln und kochen wie eine Magd. Und ich werde es niemals fertig bringen, einen Strumpf zur Zufriedenheit der Frau Kanzleirätin zu stopfen. Je mehr Sie mich hofmeistert, desto ratloser stehe ich vor all diesen Dingen, und ein desto trostloseres, böswilligeres Geschöpf bin ich dann natürlich in ihren Augen. Ich mag es gar nicht wiederholen, wie häßlich Sie in solchen Augenblicken zu mir sprechen kann. Selbst das Andenken unsers edlen Vaters ist ihr nicht mehr heilig.“

Thränen verschleierten ihre Stimme, und sie brühte das Taschentuch an die Augen. Margarete preßte die Lippen zusammen, als müsse sie sie gewaltsam vor einem unwilligen Wort verschließen. Fester und zärtlicher aber zog sie die weinende Schwester an sich. Und nach einem kleinen Schweigen fragte sie weiter:

„War es nur das, was du mir mitteilen wolltest, Jenny? Oder ist noch etwas Besonderes geschehen?“

„Ach ja, Marga! Ich habe eine große Thorheit begangen.“

„Eine Thorheit — inwiefern?“

„Du weißt, daß mir der Oheim eine Stunde täglich für den Stenographieunterricht freigegeben hatte. Aber ich habe es dir wie ihm verschwiegen, daß ich diese Zeit dazu benutzte, um mit Erlaubnis ihrer Eltern bei meiner Freundin Käthe Holleben zu musizieren und zu singen. Denn ich kann nun einmal ohne die Musik nicht leben — ich kann nicht, und ich will es auch nicht! Aber die Lüge und Heimlichkeit lag mir seit langem schwer auf der Seele, und als der Oheim mich heute früh nach meinen Fortschritten im Stenographieren fragte, sagte ich ihm die ganze Wahrheit.“

„Du hast recht daran gethan. Und wie nahm er es auf?“

„Er sagte kein Wort, sondern sah mich nur an, mit einem Blick — ach, es überläuft mich noch jetzt eiskalt, wenn ich an diesen Blick zurückdenke. Eine Mörderin hätte er nicht erbarmungsloser und vernichtender ansehen können. Dann ging er in sein Zimmer, und ich dachte, alles wäre abgethan, als er plötzlich wieder eintrat, einen offenen Brief in der Hand, der, wie er sagte, an den Vater meiner Freundin gerichtet war, und den er mir sogleich vorzulesen begann, so langsam und feierlich, als ob es ein Todesurteil gewesen wäre. Und es war auch eines. O Marga, ich hätte nimmer geglaubt, daß das Herz eines Menschen so grausam und fühllos sein könne wie das dieses Mannes.“

Man vernahm draußen auf dem Gange das Dessen einer Thür und den Klang einer ziemlich scharfen Frauenstimme, die irgend einen Befehl erteilte.

„Das ist Frau Göttersberg,“ sagte Margarete, „wenn Sie mit ihrem Anzug fertig ist, wird Sie auch sogleich nach mir verlangen. Also sprich schnell! Was stand in dem Brief?“

„Ich erinnere mich des Wortlautes nicht mehr; denn es war mir, als ob man mit Keulen auf mich losschlug, und mir wurde ganz wirr im Kopfe. So viel aber weiß ich, daß der Oheim mich als ein ungehorsames, verlogenes und ganz verwahrlostes Geschöpf hinstellte, das alle ihm erwiesenen Wohlthaten mit abscheulichstem Undank vergelte. Er teilte Herrn Holleben mit, daß er mir auf das strengste verboten habe sein Haus noch einmal zu betreten, und ersuchte ihn, mir die Thür zu weisen, wenn ich mir's etwa einfallen ließe, dem Verbot zu trohen.“

„Er wollte dich mit alledem wohl nur ängstigen! Er wird einen solchen Brief nicht wirklich abgeschickt haben.“

„Er hat ihn abgeschickt. Vor meinen Augen hat er ihn dem Dienstmädchen eingehändigt mit dem Befehl, ihn sofort zur Post zu tragen.“

„Und du? Hast du ihn nicht gebeten, davon abzustehen?“

„Ob ich es gethan habe? Ich habe mich so weit erniedrigt, ihn Fußfällig anzusprechen. Aber er sagte, mein Vergehen verdiene eine exemplarische Bestrafung, und er würde es für eine tadelnswerte Schwäche halten, sie mir zu ersparen. Da demütigte ich mich dann freilich nicht länger, sondern lief hinaus und schloß mich den ganzen Tag in meine Kammer ein. Es mag

sündhaft sein, aber ich gestehe dir offen, Marga, daß ich all die Zeit nur darüber nachgedacht habe, auf welche Art man sich am leichtesten den Tod geben könne. Besäße ich nur ein klein wenig mehr Mut, wer weiß, ob du mich noch einmal wiedergesehen hättest!"

"Das ist sehr häßlich, Jenny! Ich hatte bisher allerdings eine größere Meinung von deiner Liebe zu mir."

Die Gescholtene glitt neben der Schwester auf den Boden nieder und drückte das glühende Gesichtchen in ihren Schoß.

"Vergieb mir!" schluchzte sie. "Ich will ja auch nie wieder solchen Gedanken nachhängen. Aber es waren so schreckliche Stunden, die ich da in meiner Einsamkeit verbrachte."

"Und warum bist du nicht sogleich gekommen, um bei mir Trost zu suchen?"

"Ich schämte mich so sehr. Und dann wagte ich mich auch gar nicht fort, weil ich fürchtete, daß sie mich mit Gewalt zurückhalten würden."

"Hat man sich denn gar nicht um dich gekümmert? Du wirst doch hoffentlich nicht während des ganzen Tages ohne Nahrung geblieben sein?"

"Doch! Aber das macht nichts. Ich spüre gar keinen Hunger. Und ich hätte heute nicht mit diesen beiden entsehlischen Menschen an einem Tisch sitzen können, selbst wenn man mich durch die gräßlichsten Qualen hätte dazu zwingen wollen."

"Und doch wirst du dich nun wieder dazu entschließen müssen, mein armer Liebling! Ihr Haus ist vorläufig deine einzige Zuflucht, und als Vormund hat der Oheim überdies die Gewalt, nach seinem Ermessen über dich zu verfügen. Wie schmerzlich es auch für mich ist, kann ich doch in diesem Augenblick nichts, rein gar nichts für dich thun."

"Das weiß ich, und ich bin ja auch nicht gekommen, weil ich einen Beistand von dir erwartete. Nur weil mich mit einemmal eine so heiße Sehnsucht überkam, dein Gesicht zu sehen und deine liebe Stimme zu hören, habe ich mich fortgeschlichen. Es giebt keinen Ort auf Erden, wo ich Trost finden könnte, außer bei dir. Ach, warum darfst du nicht immer, immer bei dir sein!"

"Wüßte ich auf irgend eine Weise den Unterhalt für uns beide zu verdienen, ich ließe mich gewiß nicht von dir trennen. Aber es ist ein großes Unglück, daß ich kein Gramen gemacht habe. Man giebt überall den geprüften Lehrerinnen den Vorzug, und wenn ich heute meine Stellung verlöre, wer weiß, ob ich dann sogleich eine andre wiederfinden würde. Doch das sind Dinge, über die wir schon oft gesprochen haben. Und jetzt mußt du vor allem etwas genießen — ein Brötchen wenigstens und ein Glas Wein."

Aber Jenny wehrte mit der Versicherung ab, daß sie gar nicht hungrig sei, und daß sie überdies Geld genug habe, sich unterwegs etwas zu essen zu kaufen. Während sie noch sprachen, wurde draußen der Klang von Schritten vernommen. Die Schwestern hörten das Rauschen von Frauengewändern und dann ein ziemlich energisches Klopfen. Hastig sprang Margarete auf, um zu öffnen. In prächtiger Seidenrobe, von Brillanten funkelnd, stand eine stattliche, etwa vierzigjährige Dame auf der Schwelle des Stübchens.

"Mein Gott, Fräulein, wo bleiben Sie nur? Ich suche Sie überall. Die ersten Gäste müssen jeden Augenblick kommen, und an den Arrangements im Speisezimmer muß noch verschiedenes geändert werden. — Aber freilich, wenn Sie sich durch einen Besuch in Anspruch nehmen lassen — gerade jetzt..."

Sie streifte die bestürzt dastehende Jenny mit einem nichts weniger als freundlichen Blick und hielt es für überflüssig, ihren bescheidenen Gruß zu erwidern. Margarete aber sagte mit ruhiger Festigkeit:

"Ich bitte um Entschuldigung, gnädige Frau. Aber was meine Schwester mir mitzuteilen hatte, konnte nicht aufgeschoben werden. Nach einigen Minuten wäre ich auch ungerufen an meine Arbeit zurückgekehrt."

"Das ist mir lieb. Fräulein Jenny findet ja auch gewiß Gelegenheit, zu einer passenderen Stunde wiederzukommen."

Das war eine Verabschiedung, die an Deutlichkeit nichts mehr zu wünschen übrig ließ. Eilig knöpfte Jenny ihr Jäckchen wieder zu und rückte das verschobene Barett zurecht.

"Leb wohl, Marga," sagte sie, und dann, da Frau Göttersberg nicht von der Stelle wich, fügte sie hastig hinzu:

"Und beunruhige dich meinethwegen nun nicht mehr. Ich werde mich zusammennehmen und werde geduldig ausharren. Auch dieses Schreckliche kann ja am Ende nicht ewig währen."

"Wenn es Ihnen etwa unangenehm wäre, mit einigen von unsern Gästen zusammenzutreffen," mischte sich die Gattin des Bankdirektors ein, "so würde ich Ihnen empfehlen, mein liebes Fräulein, die Hintertreppe zu benutzen."

Gewiß würde Jenny diesem freundlichen Rat ohne weiteres gefolgt sein, wenn nicht Margarete statt ihrer in einem sehr bestimmten Ton erwidert hätte:

"Meine Schwester hat keine Ursache, solche Begegnung zu fürchten."

Dann fühlte sich die Hinausgewiesene fast leidenschaftlich zärtlich umschlungen, und noch als sich die Thür der Wohnung bereits hinter ihr geschlossen hatte, klangen ihr die letzten Worte Margaretes im Ohre nach:

"Sei tapfer, liebster Herz! Vielleicht ändert sich's schneller, als wir heute ahnen!"

Sie ging die Treppe hinab, aber schon auf der ersten Stufe fühlte sie sich von einem Schwindel befallen, der sie nötigte, sich an dem Geländer festzuhalten. Ihr jugendlicher Körper lehnte sich endlich gegen die Mithandlung auf, die ihm durch alle die Aufregungen dieses Tages und durch das lange Fasten zugefügt worden war. Es stimmte ihr vor den Augen, und ihre Kniee zitterten, so daß sie in Verfassung war, wieder umzulehren, um sich zunächst im Stübchen der Schwester ein wenig zu erholen. Aber die Erinnerung an Frau Göttersbergs ungnädige Miene raubte ihr den Mut zu einem solchen Wagnis, und obwohl sie noch immer alles um sich her wie durch einen Nebel sah, setzte sie doch nach kurzem Verweilen ihren Weg fort, von der Angst getrieben, daß die Gäste des Bankdirektors sie hier in solchem Zustande sehen und daran Anstoß nehmen könnten.

Aber es war schon zu spät; denn jetzt ging unten die Thür, und Jenny vernahm ein klirrendes Geräusch wie von dem Aufstoßen eines Säbels. Sie bereute, ihren Weg nicht doch über die Hintertreppe genommen zu haben, und beschleunigte ihren Schritt. Doch das Bangen vor der unvermeidlichen Begegnung, so thöricht es auch sein mochte, trieb ihr aufs neue das Blut zum Kopf. Undeutlich nur sah sie aus dem zitternden Nebel die Umrisse einer menschlichen Gestalt vor sich auftauchen. Dann sah und hörte sie nichts mehr.

Als sie die Augen wieder aufschlug, geschah es mit einer unbeschreiblich wohligen Empfindung. Sie fühlte sich sehr matt aber es war eine süße, wunschlose Mattigkeit, die köstlicher war als das Vollbewußtsein strophender Kraft. Daß sie auf weichem Polster in einer ihr völlig unbekannten Umgebung lag, befremdete sie während der ersten Sekunden nicht im geringsten. Ohne den Kopf zu erheben, und ohne ein Glied zu rühren, musterte sie mit langsam umherwanderndem Blick den Raum, in dem sie sich befand. Sie erkannte mit voller Klarheit, daß es ein großes, schön ausgestattetes Zimmer war, angefüllt mit schier unzähligen, wunderhübschen Dingen, die ihr allesamt höchst interessant vorkamen. Niemals, auch nicht bei den Göttersbergs, glaubte sie, ein so vornehmes und prächtiges Gemach gesehen zu haben, obwohl alles in dunkeln oder stark gedämpften Farben gehalten war und nirgends eine Einzelheit in aufdringlichem Prunk hervortrat. Sie fragte sich zunächst nicht, wie sie hierher gelangt sein könnte; aber sie wünschte mit vollem Bewußtsein, da zu bleiben, wo sie war, ungestört und immer in dieser himmlischen Müdigkeit, die sie allen Nachdenkens überhob.

Doch der angenehme Zustand, der glücklichste, in dem sie sich je befunden, war leider nur von kurzer Dauer. Und das jähe Erschrecken, mit dem er plötzlich endete, war wie das peinvolle Auffahren eines roh aus holdem Traume Wachgerüttelten. Gerade vor ihr war ein mattfarbiger, alter Gobelin, von dem sie nicht geahnt hatte, daß sich eine Thüröffnung hinter ihm verbarg, rasch zurückgeschlagen worden, und im nächsten Moment hatte sie sich einem fremden Manne gegenüber gesehen, einem jungen Offizier, dessen Gestalt ihr wohl nur infolge ihres Entsetzens gewaltig erschien wie die eines Riesen. Mit einem kleinen Aufschrei richtete sie sich empor und streckte in halb instinktiver Abwehr beide Arme gegen ihn aus.

"O mein Gott — wo bin ich? Was ist mit mir geschehen?"

Aber die Bestürzung und Verlegenheit des andern war vielleicht kaum geringer als die ihrige. Er war sofort stehen geblieben, und in seinem hübschen, frischen Gesicht, zu dem Jenny gar nicht mehr aufzublicken wagte, spiegelte sich viel eher eine große Ratlosigkeit als verwegene Unternehmungslust.

"Ich bitte Sie dringend, sich nicht zu beunruhigen, mein Fräulein," sagte er, und schon der Klang seiner Stimme hätte sie überzeugen müssen, daß er nichts Böses im Schilde führe. "Der Arzt wird hoffentlich sogleich da sein."

"Ein Arzt? Für mich? Ja, um des Himmels willen, was soll denn das alles bedeuten? Sagen Sie mir doch nur, wo ich bin, und wie ich hierher kommen konnte."

"Gnädiges Fräulein müssen auf der Treppe von einem Unwohlsein befallen worden sein; denn ich fand Sie ohnmächtig vor der Thür meiner Wohnung. Vielleicht habe ich damit eine Ungeschicklichkeit begangen; aber ich wußte mir im Augenblick wirklich nicht anders zu helfen als damit, daß ich Sie hier hereintrug. Draußen auf der Stiege konnte ich Sie doch unmöglich liegen lassen."

Er sagte das befangen und bittend, als bedürfe seine

menschenfreundliche That einer Entschuldigung; beinahe ängstlich waren seine treuherzigen blauen Augen auf Jenny gerichtet. Die aber sah es nicht, denn sie hatte das Gesicht in den Händen verborgen und glaubte vor Beschämung schier vergehen zu müssen. Daß der hilfsbereite junge Mann ein Wort des Dankes verdiene, vergaß sie darüber ganz und gar.

"Auf der Treppe? Ja, jetzt erinnere ich mich — mir wurde mit einemmal so schwindlig. Ich bin also noch immer im Hause des Herrn Göttersberg?"

"Ich glaube allerdings, daß jemand dieses Namens oben im zweiten Stockwerk wohnt. Wünschen Sie, daß er benachrichtigt werde?"

"Nein, nein!" rief Jenny in größter Angst, indem sie zugleich die Hände sinken ließ und ihm zum erstenmal wieder ihr blasses und noch in seiner Verflörtheit so reizendes Gesichtchen zulehrte. "Nur das nicht! Ich schämte mich zu Tode. Was sollte nur meine Schwester von mir denken, wenn sie es erfähre!"

"Durch mich wird niemand etwas erfahren, mein Fräulein, falls Sie es so befehlen," versicherte er sehr eifrig, obwohl er offenbar durchaus nicht begriff, was an einer Ohnmacht so gar Verdammenwertes sein könnte. Und dann, nachdem sie für eine kleine Weile beide in verlegenem Schweigen verharret waren, fügte er, um doch etwas zu sagen, hinzu:

"Ich hoffe, daß Sie sich jetzt besser befinden, und ich denke, daß mein Diener nun doch in jedem Augenblick mit einem Arzt zurückkommen muß."

Die Erinnerung an den erwarteten Arzt wirkte rascher und unmittelbarer auf Jennys Schwäche ein, als es das beste Kräftigungsmittel vermocht hätte. Sie sprang aus ihrer sitzenden Stellung auf die Füße und warf sich straff in die Brust.

"Aber mir fehlt ja gar nichts — durchaus nichts. Ich bin schon wieder ganz wohl, und ich bitte Sie um Gottes willen — lassen Sie mich fort!"

"Ich werde Sie gewiß nicht gegen Ihren Willen zurückhalten, aber..."

"Nein, nein, kein Aber! Ich bin ja schon viel zu lange hier. Wo ist denn nur die richtige Thür?"

Sie war an die ihr zunächst befindliche gefahren und dann entsetzt zurückgeprallt, da sie sich auf der Schwelle eines Schlafzimmers gesehen. Mit stehendem Blick wandte sie sich an den jungen Offizier, der selber rot geworden war wie ein Mädchen, und der durchaus nicht gemacht schien, dem Flehen so schöner Augen hartherzig zu widerstehen.

"Dort, mein Fräulein — aber wenn ich auch kein Recht habe, Sie zu längerem Bleiben zu bewegen, zu Fuß darf ich Sie Ihren Heimweg unmöglich antreten lassen. Haben Sie es weit bis zu Ihrer Wohnung?"

"Ja, ziemlich weit. Und ich würde freilich lieber fahren, denn ich habe große Angst, daß es mir noch einmal passieren könnte. Aber steht da nicht schon eine Droschke vor der Thür?"

Sie hatte einen Blick durch das Fenster geworfen und dabei die Laternen gesehen. Der Offizier schien für einen Moment unschlüssig, was er antworten sollte; dann aber sagte er rasch:

"Jawohl, und sie ist zu Ihrer Verfügung. Aber fühlen Sie sich denn auch wirklich schon stark genug, um sich nach Hause zu begeben?"

Sie hatte ganz kurz bejahen wollen, denn sie brannte ja vor Ungeduld, fortzukommen; aber in dem Ton seiner Frage war etwas gewesen, das sie halb wider ihren Willen gezwungen hatte, zu ihm aufzublicken, und da bemerkte sie nicht nur — was ihr bisher in ihrer Aufregung ganz entgangen war —, daß er ein sehr hübsches und feines Gesicht hatte, sondern sie sah auch auf diesem Gesicht einen Ausdruck so inniger Teilnahme, daß es ihr seltsam warm ums Herz wurde und daß sie zugleich zu ihrer Beschämung erkannte, wie undankbar und unfreundlich sie sich bis zu diesem Moment gegen ihn benommen.

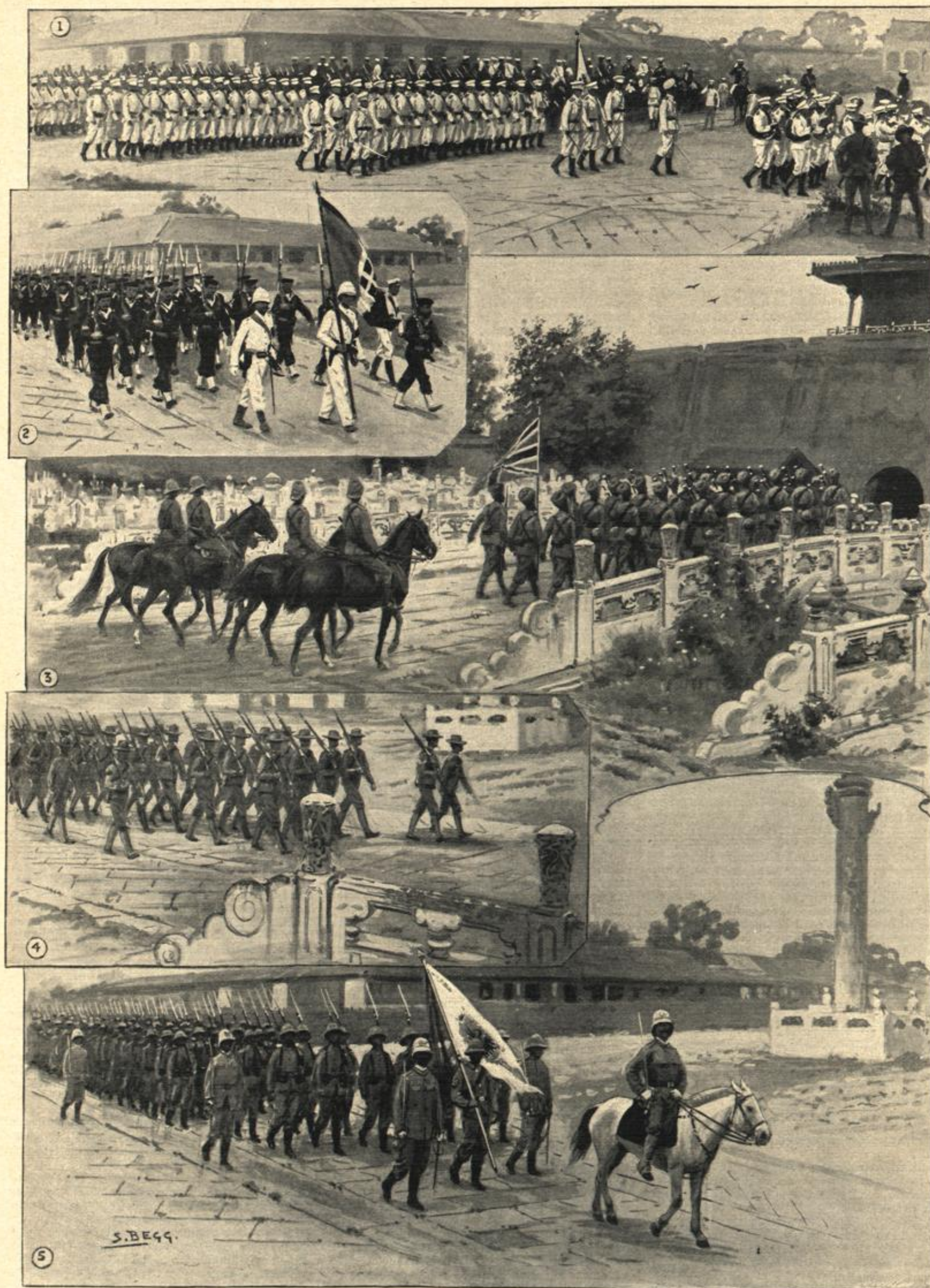
"Ja, mein Herr, ich brauche Ihnen wirklich nicht weiter zur Last zu fallen. Und ich — ich danke Ihnen aufrichtig für Ihren Beistand."

Ganz so herzlich, wie sie es beabsichtigt hatte, war das zwar nicht herausgekommen; aber den Offizier mußte es doch erfreut haben, denn seine blauen Augen leuchteten noch heller, und ein überaus liebenswürdiges Lächeln erchien auf seinem Antlitz:

"Wenn es nur etwas mehr hätte sein können," sagte er. "Ich möchte mir so gern einmal die Rettungsmedaille verdienen; aber ich fürchte, dafür reichete es auch diesmal wieder nicht aus."

Der harmlose Scherz hatte offenbar nur den Zweck gehabt, alle weiteren Dankfugungen abzuschneiden. Man konnte sich in solcher Situation unmöglich zartfühlender und ritterlicher benehmen, als dieser junge Mann, den Jenny jetzt, wo sie seine Größe an der ihrigen messen konnte, zwar nicht mehr für einen Riesen hielt, dessen Gestalt und Antlitz aber in ihrer Phantasie alle Vorstellungen lebendig werden ließ, die sie sich jemals von Siegfried oder dem Helden der Trithjofage gemacht.

Ohne sie noch einmal zum Verweilen aufzufordern, hatte er die Thür des Zimmers vor ihr geöffnet und



1. Russische Truppen. — 2. Italienisches Marine-Detachement. — 3. Pfeifer des 26. Beludschistan-Regiments und englische Stabsoffiziere. — 4. Amerikanische Truppen. — 5. Deutsche Truppen.

Der Einzug der verbündeten Truppen in die „verbotene Stadt“ von Peking. Zeichnung von S. Begg.



Paul Krüger, Präsident der Südafrikanischen Republik.
Letzte Aufnahme.

sie durch ein kleines Vorgemach in das Treppenhaus geleitet, wo sie nur noch ein paar Stufen hinabzu- steigen hatte, um in das Vestibüle zu gelangen. Der in dem offenen Eingangsthor stehende Pförtner begrüßte den jungen Offizier mit sehr tiefer Verbeugung; Jenny wagte aber weder nach rechts noch nach links zu blicken, sondern eilte raschen Schrittes auf den Wagen zu, den sie noch immer für eine Droschke hielt.

„Darf ich dem Kutscher Ihre Adresse nennen?“ fragte ihr Beschützer, und dann, nachdem sie ihm hastig Straße und Hausnummer angegeben, war er ihr ebenso fürsorglich als diskret beim Einsteigen behilflich.

„Glückliche Heimkehr, mein Fräulein! Und möge dieser kleine Unfall ohne alle weiteren nachteiligen Folgen bleiben!“

Das war das letzte, was Jenny vor dem Zusammenstoß des Wagenschlages noch aus seinem Munde hörte. Fast in der nämlichen Sekunde schon setzte sich das Gefährt in Bewegung, und sie war erstaunt über die Schnelligkeit und Geräuschlosigkeit, mit der es dahinströmte. Ihre Hand berührte zufällig das Polster, auf dem sie saß, und sie wußte sofort, daß dieser glatte, kühle Stoff, den sie da unter ihren Fingern fühlte, nur Seide sein konnte. Eine Minute später klarte der in das Innere des Wagens fallende Lichtschein einer Straßenlaterne sie vollends darüber auf, daß die vermeintliche Droschke in Wahrheit eine mit hellfarbigem Brokat ausgeschlagene, sehr elegante Equipage war. Und derselbe flüchtige Lichtblick machte ihr auch offenbar, daß der, welcher vor ihr das Gefährt benutzte, etwas darin vergessen — eine langgestielte gelbe Rose, die ihr gegenüber auf dem schmalen Vorderstuhl lag. Sie nahm sie auf und atmete mit Wohlgefallen den feinen Duft, den die noch ganz frische, königliche Blume ausströmte. Dabei war ihr zu Sinn, als befände sie sich mitten in einem herrlichen Märchen, das mit dieser kurzen Fahrt noch nicht zu Ende sein könne, sondern sich immer prächtiger und wunderbarer gestalten müsse. Sie lächelte still vor sich hin, als sie durch eine der stark belebten Hauptstraßen fuhr, und als sie wahrnahm, wie alle die andern Wagen weit hinter dem ihrigen zurückblieben.

„So machen die Prinzessinnen ihre Spazierfahrten“, dachte sie. „Und sind es nicht in allen Märchen gerade die armen, verlassenen, gepeinigten Waisen, denen zuletzt der Königssohn erscheint, um sie zu seiner Prinzessin zu machen?“

Ihr junger Busen hob sich in einem tiefen Atemzuge, und dann drückte sie die kühlen, sammetweichen Blütenblätter der gefundenen Rose an ihre Lippen.

Aber im nämlichen Augenblick schon war das Märchen zu Ende. Der Wagen hielt, und Jenny erkannte die nüchterne, graue Fassade des bescheidenen Mietshauses, in dessen drittem Stockwerk der Kanzleirat Bahrendorf wohnte. Sie öffnete den Schlag und sprang aus der Equipage, um behend, ehe sie von jemand gesehen würde, in das Innere des Gebäudes zu schlüpfen.

Sie wußte, daß ihr droben peinliche Szenen bevorstanden, aber sie fürchtete sich nicht mehr. Als befände sie in der Blume, die sie nicht wieder an ihren Platz zurückgelegt, sondern unter ihrem Jäckchen auf der Brust verborgen hatte, einen wunderwirkenden Talisman, stieg sie leichtfüßig und mit einem Herzen voll Sonnenschein die steilen, unbequemen Treppen empor.

Zweites Kapitel.

Als Frau Göttersberg vor der Erzieherin her über den Gang tauchte, trat auch Fräulein Asta, die Tochter des Hauses, in voller Toilette aus ihrem Zimmer. Sie wäre ein ungewöhnlich schönes Mädchen gewesen ohne den herrischen Zug an den Mundwinkeln und ohne die hochmütige, fast herausfordernde Art, wie sie den dunkeln Kopf in den Nacken zurückzuwerfen pflegte, wenn sie sprach. Ihr Anzug war viel kostbarer, als man es in wirklich vornehmer Gesellschaft für ein achtzehnjähriges Mädchen als schicklich erachtet hätte, und an ihren Fingern funkelten wertvolle Ringe.

„Ich wollte Sie eben rufen lassen, Fräulein“, sagte sie in einem Tone, der nur einer Dienerin gegenüber angemessen gewesen wäre. „Die Jungfer ist eine so gräßlich ungeschickte Person, dreimal hat sie mir die Blumen an der Schulter anders aufgesteckt, und jedesmal noch abscheulicher als zuvor. Ich denke, Sie werden es besser verstehen.“

Ohne eine Erwiderung abzuwarten, trat sie in das Ankleidezimmer zurück, und Margarete folgte ihr schweigend, um mit geschickten Fingern den verlangten Dienst zu leisten. Asta hatte sie bis dahin kaum eines Blickes gewürdigt, nun aber konnte sie ihre eigne Gestalt nicht in dem hohen Spiegel betrachten, ohne zugleich derjenigen der Erzieherin ansichtig zu werden. Und mit einem Ausdruck des Erstaunens fragte sie:

„Ist das, was Sie da anhaben, schon Ihr Gesellschaftsleid, Fräulein?“

„Es ist das beste, Fräulein Asta, das ich besitze.“ „Gott, Sie sehen ja aus wie eine Nonne. Warum haben Sie denn nicht früher gesagt, daß Sie nichts Ordentliches anzuziehen haben? Es wäre doch unter

Mamas oder meinen älteren Sachen gewiß etwas zu finden gewesen, das man zu solcher Gelegenheit für Sie hätte herrichten lassen können.“

„Du sprichst wieder einmal thörichtes Zeug, liebe Asta“, klang Frau Göttersbergs scharfe Stimme dazwischen. „Das Fräulein ist durchaus angemessen gekleidet, zumal sie ja gewiß nicht die Absicht hat, unter unsern Gästen auf Eroberungen auszugehen.“

Die Zurechtgewiesene lachte hell auf wie über einen gelungenen Scherz. Von dem Zittern der schmalen Hand, die eben die letzte Nahe an ihrer Schulter befestigte, bemerkte sie natürlich nichts.

„Aldenhoven wird doch mein Tischherr sein, Mama?“

„Gewiß! Und ich hoffe, du wirst dich ihm heute nur von deiner liebenswürdigen Seite zeigen, mein Kind! Männer von seinem Schlage sind nicht so häufig, daß man sich den Luxus erlauben dürfte, mit ihnen zu spielen.“

„Und wer sagt dir, daß er nicht am Ende viel mehr mit mir spielt als ich mit ihm? Um aus diesem sonderbaren Menschen klug zu werden, muß man, glaube ich, mehr Verstand haben als ich. — So — ich danke sehr, Fräulein! Es ist wirklich schade, daß Sie so viel gelernt haben. Sie würden eine Kammerzofe abgeben, wie man sie sich besser gar nicht wünschen kann.“

Margarete nahm diesen Scherz ohne eine Erwiderung, doch auch ohne das erwartete Lächeln hin, und folgte dann Frau Göttersberg, die schon sehr lebhaft Zeichen ihrer Ungeduld gab, in das Speisezimmer, um dort mancherlei Tadel für die von ihr getroffenen Anordnungen und eine Menge neuer Anweisungen zu empfangen, die trotz der wortreichen Umständlichkeit, mit der sie erteilt wurden, schließlich doch alles ihr überließen. Jedenfalls hatte sie guten Grund, erleichtert aufzuatmen, als nach einer kleinen Weile der Bankdirektor seinen Kopf zur Thür hereinsteckte, um mit der Bescheidenheit, die seiner Stellung in der Familie angemessen war, zu mahnen:

„Möchtest du nicht jetzt in den blauen Salon herüberkommen, liebes Kind? Ich höre schon Stimmen draußen auf dem Gange, und ich glaube, daß auch die des Herrn Aldenhoven darunter ist.“

„Aldenhoven? Ja, ja, ich komme sofort!“ rief Frau Göttersberg lebhaft. Und dann, indem sie einen letzten Feldherrnblick über die Tafel schweifen ließ, wandte sie sich noch einmal an Margarete:

„Sie werden neben dem alten Herrn Henning aus München sitzen, Fräulein, und ich bitte Sie dringend, ein Auge auf ihn zu haben. Wir müssen ihn leider jedesmal einladen, wenn er sich hier aufhält, weil er mit meinem Schwiegervater befreundet war. Aber ich zittere immer, daß er uns durch seine schlechten Manieren vor den übrigen Gästen bloßstellt. Sorgen Sie jedenfalls, daß er sich nicht betrinkt, wozu diese Art von Leuten immer geneigt ist. Ich habe der Vorsicht halber schon ein paar Flaschen von unserm leichtesten Wein vor Ihr und sein Gedek stellen lassen.“

Sie rauschte hinaus. Margarete, die sich endlich für einige Augenblicke allein sah, drückte beide Hände gegen ihre heftig schmerzenden Schläfen.

„O mein Gott“, dachte sie, „wäre doch dieser Abend erst vorüber!“

Die Mitteilungen ihrer Schwester hatten einen viel tieferen Eindruck auf sie gemacht, als sie es der armen Jenny hatte offenbaren mögen. Wie mit eisernen Krallen hatte es ihre Seele zerrissen, als sie diese unschuldigen Lippen von der Absicht eines Selbstmordes hatte sprechen hören, und gleich Fiebersehauern schüttelte es sie noch jetzt bei den Vorstellungen, die dadurch in ihrer Phantasie wachgerufen worden waren.

Wenn sie doch ein Mittel befehlen hätte, ihre Schwester den Händen dieser Verwandten zu entziehen, die unter der Maske von Wohlthätern nur ihre Feindin waren.

Seit langem schon hatte sie ja mit immer neuem Schmerz wahrgenommen, wie sich Jennys von Haus aus so liebenswürdiges Wesen unter dem grausamen Druck mehr und mehr veränderte, wie ihr kindliches Vertrauen sich in ängstliche Scheu, ihre warmherzige Offenheit sich in verschlossene Schweigsamkeit zu wandeln begann. Noch einige Brutalitäten von der Art der heutigen, und sie fand in ihrer Verzweiflung vielleicht wirklich eines Tages den Mut, der ihr diesmal noch zur Ausführung ihres schrecklichen Vorhabens gefehlt hatte.

Margarete aber war machtlos, diesem Entsetzlichen vorzubeugen. Wohl hätte sie mit Freuden jedes, auch das schwerste Opfer gebracht, um der armen Jenny damit ihre Freiheit zu erkaufen, doch mit solcher Opferbereitschaft war wenig gewonnen. Sie selbst vermochte nichts, denn ihre eigne Existenz war eine so unsichere, daß sie unmöglich daran denken durfte, auch noch die Verantwortung für ein andres Menschenkind auf sich zu nehmen. Und in der ganzen weiten Welt hatte sie keinen Freund, dem sie sich hätte anvertrauen, von dem sie hätte einen Beistand erwarten dürfen. Die eingezogene Lebensweise ihres Vaters hatte sie nur mit

wenig Menschen in Berührung kommen lassen, und von diesen wenigen hatte nach Doktor Elsingers Tod keiner Lust gezeigt, sich um die beiden mittellos zurückgebliebenen Waisen zu kümmern.

„Ich kann dir nicht helfen, mein unglücklicher Liebling — ich kann nur mit dir leiden“, das war der trostlose Schluß, zu dem Margarete heute wie schon so oft bei ihrem trüben Nachsinnen gelangte, und ihr Herz war voll namenloser Traurigkeit, als sie sich endlich, nachdem alle ihr aufgetragenen Verrichtungen ausgeführt waren, entschloß, das Speisezimmer zu verlassen.

Die anstoßenden Gemächer waren jetzt bereits von Menschen erfüllt — von schmucküberladenen Damen in tief ausgeschnittenen Kleidern und von gelangweilt dreinschauenden Herren, die während ihrer mühselig hingeschleppten Gespräche immer wieder verstohlen auf die Uhr sahen wie in stummer Frage, ob man denn nicht endlich zu Tisch gebeten werden würde.

Margarete hielt sich so weit als möglich von den andern entfernt, nicht nur aus Bescheidenheit, sondern auch, weil das Stimmengewirr ihrem schmerzenden Kopf weh that, und weil sie sich so gar nicht aufgelegt fühlte, mit fremden Menschen gleichgültige Unterhaltungen zu führen.

Aber es war ihr nicht vergönnt, lange in ihrer Verborgenheit zu bleiben. Von dem Musiksalon her, wo er so lange der Mittelpunkt eines ganzen Kranzes von Damen gewesen war, hatte einer der Gäste sie erpäßt und war dann sofort geradeswegs auf sie zugegriffen. Es war ein Mann, dessen äußere Erscheinung es begreiflich machte, daß die Blicke der Frauen und Mädchen offen oder verstohlen mit Bewunderung an ihm hingen — ein schöner Mann im vollsten Sinne des Wortes. Kraftvoll und breitschulterig gebaut, überragte er selbst die Größten aus der Gesellschaft noch um ein Beträchtliches, und sein schön geschnittenes Gesicht mit der bräunlichen Hautfarbe, dem sorgsam gepflegten dunkeln Vollbart und den lebhaften Augen, die oft geradezu Blitze zu sprühen schienen, stellte alle die nichtsagenden Duhendgesichter rings um ihn her weit in den Schatten.

Er mochte dreißig Jahre alt sein oder vielleicht auch etwas darüber, und jede seiner Bewegungen ließ erkennen, wie stolz und sicher er sich im Bewußtsein seiner imponierenden Persönlichkeit fühlte. Ein kühles, zuweilen etwas spöttisches Lächeln war auf seinen Lippen gewesen, solange er mit den ihn umgebenden Damen geplaudert hatte; nun aber, da er sich ohne viele Umstände aus dem verführerischen Kreise losmachte, um der bisher von niemand beachteten Erzieherin zuzuwenden, hatten seine Züge einen gewinnend liebenswürdigen Ausdruck angenommen. Er verbeugte sich vor Margarete Elsingers tiefer, als er sich selbst vor der Dame des Hauses verbeugt hatte, und reichte ihr zugleich mit der Vertraulichkeit eines alten Bekannten die Hand.

In der That war Rudolf Aldenhoven ihr kein Fremder mehr. Er war während der letzten Wochen ein recht häufiger Besucher im Göttersbergschen Hause gewesen, und fast immer war er gerade zu der Stunde gekommen, wo Margarete sich im Empfangszimmer befand, um für die Damen und ihre Gäste, an denen es niemals fehlte, den Thee zu bereiten. Freilich hatte der Vielumworbene nur selten Gelegenheit gefunden, sich mit ihr allein zu unterhalten; aber sie erinnerte sich an diese wenigen Gespräche wie an freundliche Lichtblicke in der grauen Trübsal ihres freudlosen Gouvernantendaseins. Denn Aldenhoven war nicht nur ein kluger und welterfahrener, sondern auch ein ungewöhnlich liebenswürdiger Mann, dem die Kunst, warm und anregend zu plaudern, in seltenem Maße zu Gebote stand. Unter den zahlreichen Freunden des Göttersbergschen Hauses gab es keinen, dessen Persönlichkeit ihr gleich sympathisch gewesen wäre wie die seine. Sie war ihm von Herzen dankbar für die achtungsvolle, ritterliche Art, in der er sich zuweilen mit ihr beschäftigte, und wenn sie auch während seiner Abwesenheit kaum jemals an ihn dachte, hatte sie doch in seiner Gegenwart — vielleicht ohne sich dessen recht bewußt zu werden — stets ein wohliges Gefühl der Ruhe und des sicheren Beschirmtheits.

Ueber seine persönlichen Verhältnisse wußte sie nur, was sie von den in ihrer Gegenwart geführten Gesprächen der Göttersbergs nicht hatte überhören können. Danach war Rudolf Aldenhoven ein Privatmann ohne bestimmten Beruf, ein beneidenswerter Günstling des Glücks, der mit großen Reichtümern aus irgend einem fernen Lande in seine deutsche Heimat zurückgekehrt war, um hier mit der ganzen Genußfähigkeit seiner blühenden Manneskraft nur noch seinen Neigungen und Liebhabereien zu leben. In den Gesellschaftskreisen des Bankdirektors wurde er jedenfalls mit ganz besonderer Auszeichnung behandelt. Er war der Mittelpunkt aller Festlichkeiten, die stets nur ihm zu Ehren veranstaltet schienen, und zumal der verwöhnte Liebling der Frauen. Mit unwillkürlichem Erstaunen hatte Margarete mehr als einmal die Aufdringlichkeit der

Huldigungen wahrgenommen, die ihm von jungen und alten Damen dargebracht wurden, und auch sie hatte dabei manchmal, wie Asta Göttersberg, den Eindruck gewonnen, er treibe mit allen diesen seinen schmachtenden Verehrerinnen ein etwas grausames Spiel.

Daß er sich gegen sie ganz anders benahm als gegen jene, hatte ihr ja nicht entgehen können; aber es war ihr bisher nicht in den Sinn gekommen, sich nach der Ursache zu fragen. Und auch heute nahm sie die ganz offensichtliche Bevorzugung, die er ihr zu teil werden ließ, vollkommen unbefangen hin, ohne sich dadurch geschmeichelt oder verwirrt zu fühlen.

Freundlich erwiderte sie seinen Gruß, und freundlich stand sie ihm Rede, obwohl es ihr freilich nur sehr unvollkommen gelang, ihre traurige Gemütsstimmung zu verbergen. Von Verlegenheit wurde sie erst ergriffen, als sie seine ausdrucksvollen Augen wie in teilnehmender Frage auf sich gerichtet sah. Sie fürchtete, daß er diese Frage auch in Worte fassen könnte, und sie sprach vielleicht mehr und hastiger als sonst, um es zu verhindern.

Da stand plötzlich Frau Göttersberg neben ihnen und wandte sich mit dem liebenswürdigsten Tonfall, den sie ihrer scharfen Stimme zu geben vermochte, an Albenhoven:

„Sind Sie so vertieft, lieber Freund, daß Sie gar nicht mehr hören, was man Sie her geschickt? Mein Mann hat schon vor einigen Minuten die Herrschaften zu Tisch gebeten, und Sie werden Mühe haben, Ihr ungalantes Zögern vor Ihrer Dame zu entschuldigen.“

Dabei nahm sie, ihm schelmisch mit dem Fächer drohend, ohne Umstände seinen Arm, und es blieb ihm natürlich nichts andres übrig, als sich einem so gewalttamen Vorgehen zu fügen.

„Auf nachher also, mein verehrtes Fräulein,“ sagte er, sich tief vor Margarete verbeugend, und wenn nicht seine Worte, so sprachen doch seine Augen deutlich genug das Bedauern aus, das er über die vorzeitige Unterbrechung ihres Gesprächs empfand. Frau Göttersberg hatte bis dahin die Erzieherin anscheinend gar nicht beachtet, aber nachdem sie nun ein paar Schritte von ihr entfernt war, wandte sie sich noch einmal zurück und sandte ihr einen funkelnden Zornesblick zu, einen so drohenden und strafenden Blick, daß Margarete davor erschrak, und daß sich dann ein Gefühl tiefer Erniedrigung ihrer bemächtigte, wie wenn man ihr ein häßliches Schmähwort ins Gesicht geschleudert hätte.

Die ganze Schmach ihrer kümmerlich maskierten Sklaverei hatte sich ihr kaum je zuvor so beschämend offenbart als in diesem Blick ihrer Herrin. Sie war sich keines Unrechts, keiner unbotmäßigen Auflehnung, keines Verstoßes gegen ihre Pflichten bewußt. Willig hatte sie alles gethan, was man von ihr verlangte, und sogar mehr als das. Aber man war dennoch nicht mit ihr zufrieden, und diese Frau glaubte sich berechtigt, sie ihre Ungnade fühlen zu lassen, wie sie sie kaum den niedrigsten ihrer Dienstboten hätte fühlen lassen dürfen.

Wahrhaftig, es wurde der Demütigung fast zuviel. Hunger und Not konnten kaum schwerer zu ertragen sein als dies. Ein unumwundenes Verlangen wandelte sie an, dieser Gesellschaft zu entfliehen, in die sie nicht gehörte und in der sie nur eine widerwillig Geduldete war. Selbst die Aussicht, morgen ihre Entlassung zu erhalten, wenn sie sich jetzt ohne die Erlaubnis ihrer Gebieterin zurückzog, schreckte sie in diesem Augenblick nicht, und sie hatte schon ihre Hand zu dem Griff der Thür erhoben, durch die sie auf den hinteren Korridor hinausschlüpfen wollte, als sie sich von einer freundlichen Stimme angerebet hörte:

„Verzeihen Sie, mein Fräulein — aber wenn mich nicht alles täuscht, so sind Sie die mir bestimmte Tischdame. Fräulein Margarete Elfinger steht auf meinem Rätchen. Man hat es nicht für nötig gehalten, mich Ihnen vorzustellen, aber da wir beide allein noch übrig sind, wird es wohl seine Richtigkeit haben. Mein Name ist Henning — August Henning — ohne alle weiteren Titel und Würden.“

Das war also der Kavalier, den sie nach Frau Göttersbergs Anordnung unter ihre Aufsicht nehmen und den sie besonders davor bewahren sollte, sich zu betrinken! Margarete hatte sich den Mann nach jener liebevollen Charakteristik ganz anders vorgestellt, denn er hatte im Grunde keineswegs das Aussehen eines Menschen, der solcher Bevormundung bedürfte. Wohl war er nicht gleich den übrigen, eleganten Herren mit Frack und weißer Krawatte angethan, sondern mit einem altmodischen, langschößigen Rock, der an den Nächten schon hier und da ein wenig blank wurde, und mit einer bunten, geklumpten Weste, wie sie schon seit vielen Jahren niemand mehr trug. Darüber aber erhob sich aus dem hochragenden Vatermördern ein ehrwürdiges, weißhaariges Haupt mit so freundlich lächelnden Lippen und so gütig blickenden Augen, daß Margarete unmöglich noch länger glauben konnte, einen finstlich gewordenen Greis oder einen Trinker vor sich zu haben.

Ihr eben noch so fester Entschluß kam vor diesem liebenswürdigen alten Gesicht mit einemmal wieder ins Wanken. Gerade diesem Manne hätte sie mit keiner Unwahrheit antworten können, wäre es auch die unschuldigste kleine Notlüge gewesen, und so sagte sie, alle Fluchtgedanken aufgebend:

„Jawohl, Herr Henning — es hat seine Richtigkeit. Ich bin die Margarete Elfinger, die Sie suchen.“

(Fortsetzung folgt.)

Für die Hausfrau.

Daß es Zaubergeister und Heinzelmännchen giebt, wer möchte es in den letzten Wochen vor Weihnachten bezweifeln? Wie sollte sonst das scheinbar Unmögliche zur Wirklichkeit und wie sollten alle die vielen großen und kleinen Dinge fertig werden, wenn uns nicht eine Zauberkraft hilfreich zur Seite stände! Liebe und Opferfreudigkeit sind die Zaubergeister, Ausdauer und Willenskraft die Heinzelmännchen der Weihnachtszeit, sie lassen nicht Müdigkeit und Unlust, nicht Verzagttheit und Ratlosigkeit auskommen, sondern sie sind es, die alle Vorbereitungen zum Fest, und seien sie noch so riesengroß, siegreich bewältigen. Und über alle Arbeit und alles eifrige Schaffen und Wirken breitet eine süße Heimlichkeit ihren Schleier, um erst am Weihnachtsabend das verbergende Gewebe zu lüften und lang gehegte Wünsche in Erfüllung gehen zu lassen. Niemals sind Frohsinn und rosige Laune so stete Begleiter der Arbeit als zur Weihnachtszeit.

Ist schon wochenlang vor Weihnachten die Hausfrau fleißig und thätig, so scheint ihr in den letzten Tagen vor dem Feste die Nacht innewohnen, sich verdoppeln zu können. Niemals wird sie ihre Pläne, die sie, wie jede verständige Hausmutter, sich zum Fest ausgearbeitet hat, völlig programmäßig ausführen können, etwas „Unvorhergesehenes“ kommt stets noch dazu, und daß sie dann nicht den Kopf verliert, sondern ihn hübsch oben behält und auch Frohsinn und Heiterkeit nicht einbüßt, das zeigt einerseits die wirklich tüchtige Hausfrau und andernteils die Macht und Kraft der Weihnachtszaubergeister und Heinzelmännchen. Ein wenig möchten wir heute diese Weihnachtsgeister unterstützen und für einiges Unvorhergesehenes kleine Ratsschlüsse geben.

Unerwartete Hausgäste, die sich ganz kurz vor dem Feste einladen, und einsame Junggesellen, welche die leichtsinnigen Eheherren, ahnungslos der Verlegenheit, die sie dadurch ihrer Geliebten bereiten können, womöglich noch im letzten Augenblicke einladen, mit Weihnachten zu feiern, können alle Vorbereitungen der Hausfrau über den Haufen werfen. Hausbesuch ist dabei der schwierigere Teil, denn er verlangt außer seinem Teil an der Bekleidung auch noch Unterkunft, und das Fremdenstübchen pflegt gerade vor dem Fest der sicherste und beste Aufbewahrungsraum für die Weihnachtsgaben zu sein. Wer hier nicht rasch denken kann, ist wirklich übel dran. Jrgendwo aber wird die Hausmutter doch noch ein Plätzchen zum Verbergen ihrer Weihnachtsgeschenke finden, wenn sie leer stehende Kisten, die wohl in jedem Hause vorhanden sind, in Aufbewahrungsräume für die Sachen wandelt und diese Behälter außerhalb der Wohnung, ganz gleich ob auf der Bodenkammer oder im Kellerraum aufstellt, wenn nur der Ort trocken ist. Ein Gutes hat dies Aufheben außerhalb der eigentlichen Wohnräume, den spähenden neugierigen Neuglein unsrer kleinen Haus- trabanten verbergen wir so aufs sicherste alle Weihnachtsherrlichkeit. Um aus den Kisten sich die schrankförmigen Behälter herzustellen, nimmt man vier möglichst gleichgroße Kisten, stellt zwei nebeneinander und die andern beiden obenauf, wobei man sie mit Schrauben aufeinander befestigt und die offene Seite nach vorn kehrt. Die Deckel der Kisten werden zu passenden Brettern zurechtgesägt und in die Kisten geklemmt, so daß diese geteilt werden und man acht Schubfächer gewinnt. Das Zurechtzimmern besorgt für geringes Geld am besten der Hausstischler. Die Kisten streicht man mit Oelfarbe an und versieht sie vorn an den beiden oberen Ecken mit zwei Messinghalschen, an denen man eine bunte Gardine, aus beliebigen Resten gefertigt, mit Zugbaum und Schnur befestigt. Die Bretter werden mit grauem Papier oder mit alten Leinentüchern ausgelegt, deren überhängende Enden man zum Extrabedecken sehr empfindlicher Gegenstände benutzt. Diese und die angezogene Gardine schützen vor Staub, und die verschiedenen Fächer ermöglichen ein Sortieren der Sachen, so daß man ohne Schwierigkeit das Gaststübchen frei halten kann.

Schwierig ist es bei allem unerwarteten Besuch aber auch, die richtigen Liebesgaben zu finden, welche mit liebevoller Bedachtsamkeit auf die Vorliebe des Gastes gewählt und eine, wenn auch noch so geringe Selbstthätigkeit der Hausfrau oder des Hausstüchters

chens nicht vermissen lassen dürfen, denn gerade die Selbstthätigkeit verleiht auch unscheinbaren Geschenken Wert. Der Kauf von allerhand hübschen Kleinigkeiten hilft also nicht aus solcher unvorhergesehenen Verlegenheit, man muß wenigstens den gekauften Dingen einen hübschen oder originellen Ausputz geben. Ich möchte in den nachfolgenden Zeilen vorerst kleine, rasch anzufertigende Geschenke beschreiben und dann allerlei Verpackungen und Aus schmückungen kleiner gekaufter Gegenstände bringen. Bei den Liebesgaben wie bei den Verhüllungen sind die verschiedenartigsten Empfänger berücksichtigt, so daß die Hausfrau in allen Fällen etwas Passendes finden wird.

Behälter für Wollknäuel für eine ältere Dame. Viel praktischer als die üblichen Knäuelsäcke, in denen die Wolle sich meist greulich verwirrt, sind hölzerne Behälter für Knäuel, die man darin nebeneinander ordnen kann. Längliche Zigarrentisten, aus denen man durch Abbrennen von Spiritus den Tabakgeruch vertrieben hat, eignen sich trefflich dazu. Der Deckel der von Papier und Schrift befreiten Kiste erhält kleine Scharniere, worauf man die Kiste innen mit buntem Krepppapier sauber ausklebt, auch die Innenseite des Deckels damit versieht und die Außenseite nun mit Brandmalerei, die ja rasch und flott von statten geht, verzieren. Mit Spirituslack überzieht man das ganze Kästchen, befestigt den Deckel wieder darauf und hat nun auf einfache Weise einen hübschen Behälter.

Eine Nähschleife, welche alle Nähutensilien aufnimmt, ist für fleißige Hände eine allerliebste Gabe. Man nimmt zur Herstellung fünf Centimeter breites Seidenband in beliebiger Farbe, von dem man eine anmutige Schleife mit vier langen Bandenden arrangiert. Die Enden müssen 44, 54, 59 und 48 Centimeter lang sein. Das erste Ende wird unten 4 Centimeter breit umgeschlagen und seitlich zugenäht, so daß eine kleine Tasche entsteht, welche einen silbernen Fingerhut aufnimmt. Das zweite Ende schneidet man in der Mitte ein, säumt den Einschnitt und näht an beiden Enden eine Schere fest; das dritte Bandende wird 9 Centimeter umgeschlagen, an den Seiten zugenäht und in die entstandene Tasche zwei kleine Pappdeckel geschoben, der steife Teil nach oben geklappt, so daß ein Nadelbuch entsteht, dem man ein Stückchen ausgezackten Flanell einsetzt und mit zwei schmalen Bändchen schließt. Aus Fensterleder wird dann ein etwa 7 Centimeter großes Säckchen genäht, mit trockenem weißen Sand gefüllt, oben ausgezackelt und zugebunden und in das letzte Bandende genäht, wo es im Gebrauch befindliche Nadeln aufnimmt. Die so vorgerichteten Bandenden werden in absteigender Seide an beiden Enden mit Grätenstichen verziert und hinter die Schleife eine feste Sicherheitsnadel genäht, damit man die Nähschleife befestigen kann.

Aus den billigen japanischen Reisbildern läßt sich für einen gelehrten Herrn eine hübsche Hülle für ungebundene Bücher anfertigen. Aus leichter Pappe werden zwei Stücke von der Größe der Umschlaghüllen geschnitten und diese auf der einen Seite mit solchem Reisbilde beklebt. Die beiden Stücke werden dann mit Fischleim auf die rechte Seite eines Stückes Atlas von der Größe der ganzen Hülle geleimt. Ein zweites Stück Atlas wird Rücken an Rücken dagegen geheftet, dann schlägt man beide Stoffteile schmal ein und näht beim Zusammenfügen gleichzeitig ein feines, zum Atlas passendes Seidenschürchen mit fest. Eine dem Geschmack des zu Beschenkten zusagende neue Broschüre wird in die fertige Hülle gelegt.

Für viel mit Schreiftellerei beschäftigte Herren oder Damen ist ein Markenansucher rasch herzustellen. Aus weißrotem Filz wird eine Herzform geschnitten, die von der Spitze bis zur oberen Bogenlinie 12 Centimeter mißt. Man zaht den Filz ringsum aus und verziert ihn mit einer kleinen Blumenorte in Strichstich. Ein rundes kleines Glas wird mit vergoldetem Spangeflecht eng umgeben und in die Mitte des Filzherzens geklebt, worauf man einen kleinen, mit roter Bandschleife verzierten Pinsel hineinstellt. Beim Gebrauch wird das Gläschen mit Wasser gefüllt.

Aus einem billigen kleinen Spankörbchen und einem Seidenrest kann man rasch ein Fadenkörbchen für junge Mädchen anfertigen. Der Seidenrest kann, wenn man Zeit hat, ausgenäht werden, bevor man das Körbchen glatt oder puffy damit umkleidet und noch volle schleifenartige zweifarbige Bandrossetten als Abschluß anbringt.

Ein Stednadelbehälter ist für alleinstehende Herren oft sehr willkommen. Man nimmt dazu ein kleines Holzrönnchen und füllt es mit Sand oder Schmirgel, befestigt oben ein schwarzes Sammetkissen und bestückt dieses dicht mit Stednadeln. Das Rönnchen selbst wird einfach bronziert oder auch mit buntem Gewinde bemalt.

Alle diese angegebenen Dinge verlangen zu ihrer Anfertigung zwar keine allzu große Zeit; wo aber selbst diese kurze Zeit vor dem Feste fehlt, pußt man

gekauft Dinge zierlich aus. Einige Püppchen für Erwachsene mögen den Reigen eröffnen.

Die süße Puppe ist aus einer kleinen Porzellanpuppe als Grundlage hergestellt, und die kleinen Gaben werden in den weiten großen Ballonärmeln aus rosa Krepppapier und Watte verborgen, mit denen man die Puppenärmchen bekleidet. Aus rosa Krepppapier wird auch das Kleid hergestellt, welches unten mit einer dichten Kälse benäht wird, in der man mit großen feidenen Kreuzstichen Schokoladenplätzchen festnäht und verbirgt, während man den Ausschnitt des Kleides mit Schokoladetafeln verziert, die man unter darüber fallenden Spitzen, welche rosa Fondants aufweisen, verhüllt. Große in Stanniol gehüllte Süßigkeiten hängen vorn und an den Seiten des süßen Püppchens herab, Rosinentrauben zieren das Hütchen, und eine silberglänzende, mit Atlasband umwundene Düte mit Knackmandeln wird um die Taille geschlungen.

Ganz anderer Art ist Hausmütterchens Wirtschaftspuppe. Auf das Stielende eines Quirls wird ein Puppenkopf gesteckt und mit Bindfaden gut daran befestigt. Drei Staubtücher legt man um den oberen Teil des Quirlstiels, um die Form der Taille herzustellen, während aus aufgerollten Topflappen, welche aus Fensterleder ausgeschnittene Hände erhalten, die Arme gebildet und an den Seiten befestigt werden. Aus steifer Pappe wird die Grundform des Rockes geschnitten und an der Taille befestigt, worauf man mit einem mit bunter Kante versehenen Scheuertuch die Form umhüllt und den Rock herstellt. Ein buntgestreiftes Staubtuch giebt die Schürze, ein schräg zusammengelegter großer Seifenlappen wird vorn mit einer Schmutznadel zusammengehalten, der Wirtschaftspuppe als Umschlagtuch umgelegt. Ein Topfanfasser wird mit allerlei Küchenlöffeln und Geräten gefüllt und als Sack mit roten Bändern auf dem Rücken befestigt. Ein Kaffeebeutel giebt die Mütze, und ein breites Seidenband, an dem allerlei Puppulver befestigt ist, wird um die Taille geschlungen. Damit das Püppchen etwas weihnachtlich ausschaut, befestigt man ein mit goldener Lametta umwundenes Tannenzweiglein in seinem Arm.

Für Herren ist die geistvolle Puppe bestimmt. Eine Flasche Cognac ist die Grundlage. Mit Draht werden an ihr vier nach oben stehende Holzstäbchen befestigt, auf denen man einen hübschen Puppenkopf anbringt mit langen Zöpfen, worauf man aus Watte den Oberkörper der Puppe formt und an dem Hals der Flasche befestigt, worauf zwei Geleutpuppenarme an diesem Watteoberkörper angebracht werden. Aus rotem Krepppapier wird der Rock der Puppe geschnitten, den man unten mit Lamettafäden und Goldfäden benäht und über steife Pappe zieht, damit der Rock absteht. Beides wird mit farbigem Garn am Wattekörper befestigt, so daß der Rock die Flasche verdeckt.

Die Taille wird aus weißbuntem Krepppapier geschnitten in geradem Stück, aus dem man Armlöcher heraus-schneidet, worauf man es der Puppe anlegt und der Figur nach in Falten ordnet. Der Ausschnitt wird dicht mit Lametta benäht. Die Taille wird mit einem bunten Seidenband markiert und dadurch zugleich Anfang von Rock und Oberkörper verdeckt. Ein kleines Löffchen Kaviar befestigt man in einem Arm der Puppe, die im andern Arm ein kleines künstliches Weihnachtsbäumchen trägt. Den Kopf bedeckt man

so zurechtgezupft, daß es eine rosenartige Form bildet.

Ein Tintenfaß erhält eine schmetterling-ähnliche Verpackung. Man hüllt das Tintenfaß in gelbes Seidenpapier, zieht es in der Mitte mit einem roten, nicht zu schmalen Atlasbändchen zusammen und läßt es, mit einem Knoten und zwei Enden ausfallend, die Beine markieren. Die entstandenen, mit den Schmalseiten nach oben stehenden Hälften des Seidenpapiers teilt man vorsichtig nach rechts und links, so

daß Schmetterlingsflügel entstehen. Ein Federhalter wird in abweichender Farbe eng mit Seidenpapier umwickelt und mit goldener feiner Schnur umwunden, so daß ein Schmetterlingskörper entsteht, den man in der Mitte der Schmetterlingsflügel befestigt.

Allerhand Haushalts- und Toilette-seife läßt sich allerliebste auf einer kleinen Karre aufbauen. Man kauft eine kleine weiße Schubkarre und bronziert sie, worauf man sie mit ausgefranstem Seidenpapier auslegt, dessen Farnenrand über die Karre herabfällt und dort mit Lamettafäden durchschlungen wird. Die Seife wird zierlich in der Karre aufgebaut, man befestigt schräg über dem Aufbau einen mit Silberfäden bestreuten Tannenzweig, den man mit einer farbigen Bauschleife am Ende schmückt. Die Griffe der Karre werden mit Seidenpapierstreifen umschlungen und mitten auf ein Sträußchen frischer Blumen gebunden.

Ein kleines Geschenk beliebiger Art, dem man durch Watteumhüllung eine runde Form geben kann, läßt sich in einem Pompadour aus Krepppapier allerliebste verbergen. Man bindet das Geschenk in der Watteumhüllung mit zartfarbigem, 3 Centimeter breitem Seidenband fest, welches auf der einen Seite als ziemlich lange Schlinge ausfällt. Das Seidenpapier muß man in zum Bunde harmonisierender Farbe wählen. Man legt das Geschenk in die Mitte des Seidenbogens und zieht den Bogen mit dem gleichfarbigen Bunde, welches man für das Festbinden des Geschenkes nahm, so weit vom Rande oben zusammen, daß eine doppelte Kälse entsteht, welche man in zierlichen Falten bis zu den Seiten auseinanderzieht. Das Band wird zu voller Schleife geschlungen. Die lange Schlinge des Geschenkes läßt man aus dem Pompadour heraushängen.

Lange und dünne Gegenstände kann man in Zigarren- oder Knallbonbonform am besten verpacken. In ersterem Falle hüllt man den Gegenstand erst in einfarbiges Papier mit dünner Watte-schicht und umwindet ihn dann vielfach mit Streifen dunkelbraunen Seidenpapiers. An beiden Enden bringt man Schleifen von schmalen gelben oder rotem Band an. Zur Knallbonbonhülle nimmt man buntgestreiftes oder geflammtes Seidenpapier, zieht es mit schmalen Seidenband zu beiden Enden zusammen und bindet



Das neue Reichspostgebäude in Karlsruhe: Portal und Nische des Mittelbaues.

mit einem Häubchen mit bunten Bändern. Allen Herren ist solch ein Püppchen hochwillkommen.

Außer diesen hübschen Puppen lassen sich aber noch allerhand andre hübsche Verpackungen finden, welche einfachen Gaben ein schmales und festtägliches Ansehen geben.

Eine einfache Briefmappe, ein Poesie-, Haushalts- oder Rezeptbuch läßt sich in rosa Seidenpapier hübsch einhüllen, wobei man nur darauf zu achten braucht, daß man den rosa Seidenpapierbogen in der Mitte der Vorderfläche straff mit mattgrünem Band zusammenziehen kann. Das Band wird zu einer flotten Schleife gebunden und das Seidenpapier



Gesamtansicht von der Kaiserstraße.



Briefhalterhalle.

Das neue Reichspostgebäude in Karlsruhe.

bort kleine Schleifen, schneidet die Enden ein und kräufelt sie etwas mit dem Messer.

Eine dicke kleine Cervelatwurst läßt sich zu einem drolligen Schweinchen gestalten. Man rollt sie in einem lachsfarbenen Bogen Seidenpapier und dreht das Papier an einer Seite wie ein Schwänzchen zusammen, welches man mit Nähseide fest umwickelt, damit es sich nicht aufrollen kann. An der andern Seite wird das Papier zu einem spitzen Rüsselchen geformt, welches mit einem Seidenfaden zusammengezogen wird. Die Augen werden mit Tinte gemalt, die Ohren aus Seidenpapier für sich geschnitten und angenäht. Vier Holzstückchen werden mit Watte und dann mit Seidenpapier umwickelt und als Beine am Körper befestigt. Mit roter Bandschleife wird der Hals des possierlichen Schweinchens geschmückt.

Zu einem Glückspilz läßt sich eine Dose Liebig's Fleischextrakt verwandeln, welche jeder sparjamen Hausfrau, aber auch alleinstehenden Personen willkommen ist. Man hüllt die Büchse in hellgelbes Seidenpapier, das man nach oben in Falten legt, ein, bindet es oben mit einem Faden fest zusammen und drückt das Papier breit auseinander. Eine passende kleine Pappschale wird mit krahrotem Seidenpapier überzogen und oben über die eingehüllte Dose gebunden. Man stellt den Pilz auf ein in moosgrünes Seidenpapier gehülltes Pappschälchen.

Aus süßen Weihnachtskuchen läßt sich ein Leckerliwagen herstellen, welchen man entweder mit allerlei süßen Dingen oder aber auch mit Delikatessen oder kleinen verchiedenen Gaben füllt. Der Boden des Wagens wird aus einem großen Thorner Pfefferkuchen, die Räder aus vier runden, weiß glasierten Honigkuchen hergestellt, welche man mit Stricknadeln im Boden befestigt. Vier Schokoladestangen wickelt man in Stanniol und bildet aus ihnen an jeder Seite die Wand des Wagens, wobei man die einzelnen Schokoladestangen durch kleine Reihen bunt eingewickelter Bonbons an schmalen Bändchen miteinander verbindet. Die Deichsel wird aus Draht hergestellt, mit Traubenrosinen dicht bestückt und dann vorn am Wagen befestigt. Zwei kleine, aus Watte gebildete Schneemänner werden zu beiden Seiten der Deichsel mit Goldfäden befestigt, zwischen ihnen stellt man ein kleines künstliches Tannenbäumchen auf. Die Gegenstände, mit denen man den Wagen belädt, dürfen nicht zu schwer sein!

Wenn so hübsch verpackte Liebesgaben dem Gast unter dem strahlenden Lichterbaum dargebracht werden und er in frohem Familienkreise wie ein lieber, vertrauter Freund sich begrüßt sieht, dann möchte ich das Menschenkind kennen lernen, das dann nicht den ganzen Zauber des Christfestes empfindet, der es so lange Jahre nicht mit seinen holden Fäden umspinnen hat, so daß es fast verlernt hat, sich auf Weihnachten zu freuen! Von neuem wird der Gast es empfinden, daß einmal im Jahre die Liebe Herrscherin in allen Herzen ist — wenn die Weihnachtsglocken läuten und die Christbaumkerzen strahlen!

Luisa Hölle.

Heinrich Lenschow,

der älteste Kapellmeister der deutschen Armee.

(Portrait S. 260.)

Am 1. November blickte der nahezu 71jährige Musikdirektor des Mecklenburgischen Füsilierregiments Nr. 90, Lenschow, auf eine 50jährige, ehrenreiche Dienstzeit zurück. Eine prächtige, bieder-ferne Soldatengestalt tritt uns in dem Jubilar entgegen. Lenschow, geboren am 30. November 1829, trat am 1. November 1850 in das damalige 2. mecklenburgische Infanterieregiment ein. Er avancierte in schneller Folge und wurde am 13. Januar 1864 unter Beförderung zum Feldwebel zum Musikdirezenten des 2. Infanterieregiments ernannt. Das Regiment ging bei der Neuformation im Jahre 1867 in den jetzigen Füsilierregiment Nr. 90 auf. Sechszunddreißig Jahre steht der Jubilar somit an der Spitze der Regimentsmusik. Das blutige Kriegsjahr in Frankreich brachte dem alten Soldaten mannigfache Auszeichnungen. Der Ehrentag der Neunziger, der ruhmreiche Tag von Loigny, war auch der Ehrentag des wackeren Lenschow, der am Abend des Tages seine Regimentsmusik mit geschwungenem Säbel beim Sturm auf die feindliche Stellung führte. Eine noch erhaltene Tuba weist neun Schußlöcher auf. Jetzt ist der Loigny-Marsch der Parademarsch des 90. Regiments, und der Alte dirigiert ihn feurig wie ehemals. Lenschow ist ein Vorbild in Treue, Pflückerfüllung und Bescheidenheit. Zwölf Orden schmücken seine Brust, neben dem Eisernen Kreuz die Hausorden seines Kaisers und seines Großherzogs. Möge dem Jubilar seine Frische und sein kerniger Soldatengeist noch recht lange erhalten bleiben!

Das Luther-Denkmal in Hannover.

(Bild S. 260.)

Am 10. November, dem Geburtstage Martin Luthers, wurde in Hannover ein Denkmal des Reformators enthüllt, das in mannigfacher Weise von den Monumenten abweicht, die ihm sonst errichtet worden sind. Auf dem Hintergrunde der ehrwürdigen, altersgrauen Marktkirche,

die Front dem Marktplatz und dem Rathause zugewandt, erhebt sich auf vorgeschobenem Bankett und dreistufigem Unterbau das Denkmal in einer aus drei Figuren bestehenden Gruppe. Hoch gegen das mittlere Seitenfenster des Gotteshauses ragt zwischen den auf niedrigeren Postamenten gestellten sitzenden Seitenfiguren der Herzogin Elisabeth und Ernst des Bekenners auf erhöhtem Sockel die Gestalt des Reformators auf. Der Künstler hat auf die gefestigte Ruhe, mit der andre Bildhauer Luther charakterisiert haben, zu Gunsten einer mehr dekorativen Wirkung verzichtet und seine Figur in bewegter Haltung dargestellt: die Rechte erhoben, mit der Linken die Bibel an die Brust drückend. Im Gegensatz zu der Hauptfigur in ihrer dramatischen Pose sind die sitzenden Nebenfiguren, in gehaltener plastischer Ruhe dargestellt. Die Fürstin, deren Hände gefaltet im Schoß ruhen, schaut nach links empor, als lausche sie den Worten Luthers, Ernst der Bekennere hält in der Rechten sein Schwert. Das mittlere Postament, das mit den seitlichen durch schmale Zwischenwände in Verbindung gebracht ist, trägt in einer gotisierenden Umrahmung ein Relief, welches die Einführung der Reformation in Hannover versinnbildlicht. Der Urheber des Entwurfs, Professor Dopmeyer, ist vor Fertigstellung seiner Arbeit am 9. November 1899 durch den Tod abgerufen, so daß er nur die Modelle zu den Nebenfiguren und dem Relief vollständig gussfertig hinterließ. Für die unvollendet gebliebene Lutherstatue stand aber ein ausgeführtes Hilfsmittel von der Hand des Bildhauers zur Verfügung, so daß die Ausföhrung unter künstlerischer Ueberwachung von Professor Harber-Berlin ohne Schwierigkeiten ganz im Sinne des heingegangenen Künstlers erfolgen konnte.

Warum Hans Bürger vom Amt ging.

Von

A. Supper.

Hans Bürger, Pfarrer a. D. — so war an der ersten Thür rechts in dem schmalen, langen Flur des niedrigen Häuschens zu lesen. Es war kein elegantes Metall- oder Emailschild, nicht einmal eine gedruckte, gestochene oder lithographierte Karte, welche die spärliche Auskunft gab, nein, es war eine Art primitiven Plakats, ein Stück Pappe von respektablen Dimensionen, auf das in mehr leserlicher als schöner deutscher Schrift Name und Titel gemalt war, und zwar mit leuchtender Purpurfarbe.

Wenn man an einem schönen, klaren Septembermorgen, wie heute, an die Thür Hans Bürgers klopfte, so konnte man sicher sein, selbst auf den feurigsten Trommelwirbel keine Antwort zu erhalten. Drückte man sodann unaufgefordert auf die blanke Messingklinke, so fand man wohl eine unverschlossene Thür, die den Eintritt in ein lichtdurchflutetes, blumenduft-erfülltes Zimmer freigab, aber den Herrn Pfarrer a. D. suchte man vergebens. Auch hinter der grünen, faltigen Bettgardine war der Hochwürdigke nicht; das niedere, selbstbittliche Lager war im Gegenteil so nett und sorgfältig geordnet, wie ein Lager, das nur aus zwei Wolldecken, einer Matratze und einem rollenartigen Kopfpolster besteht, überhaupt geordnet werden kann. Vor den drei weitgeöffneten Fenstern des großen Zimmers blühten eine solche Menge Blumen, schlang sich so dicht der Epheu ineinander, rieselte so üppig grünes Frauenhaar nieder, daß man die kunstvoll aus Fadenrollen gefertigten Bretter, die all die Pracht trugen, kaum mehr erkennen konnte.

In der Ecke zwischen zweien der Fenster stand ein großes, altväterisches, plumpe Möbel mit messingenen Beschlägen und geschweiften Füßen, das sicher vom Verfertiger seinerzeit zum Schreibtisch prädestiniert war. Das, was es jetzt alles zu tragen hatte, erinnerte wenig an die ursprüngliche Bestimmung. Auf der geräumigen Platte lagen die mannigfaltigsten Gegenstände, die mit Tinte, Feder und Papier, ja die mit einem Pfarrer a. D. überhaupt in keinem erkennbaren Zusammenhang standen.

Da waren zuerst zwei oder drei große, silberne Taschenuhren, deren plumpe Zeiger in eisiger Ruhe verharrten. Da war ferner eine ansehnliche Schachtel mit Getreideproben, da stand ein großer weißer Porzellantopf, mit Papier überbunden und mit der Aufschrift „Fliegentod“ versehen. Da lag, auf einer Zeitung ausgebreitet, eine Handvoll Schafgarbenthee, und in der Ecke dort lehnte sogar eine sehr mangelhaft bekleidete Puppe, die ihren zerzausten Flachskopf auf dem eignen Schoß liegen hatte.

In der Mitte des Zimmers stand ein Tisch, der mehr seiner Bestimmung entsprechend benutzt zu werden schien. Ein riesiger Laib Schwarzbrot lag neben einem blanken Messer in der Mitte, und auf rotlackiertem Brett standen vier oder fünf Gläser daneben.

Eine Anzahl hochlehniger Stühle, ein vorläufiger Kleiderständer und zwei Kommoden, welche die gleichen blanken Beschläge aufwiesen, wie der profanierte Schreibtisch, vervollständigten die Einrichtung von Hans Bürgers Junggesellenstube.

Der Besitzer dieser Herrlichkeiten aber, er ist an dem klaren, taustreichen, wunderbaren Morgen draußen

zu finden auf der waldbumstendenen, heidekrautbedeckten Hochebene fern vom Dorf.

Zerfetzte Nebelstreifen flüchteten von der freien Heide zwischen die rissigen Stämme der Föhren und tiefer hinab, unter den Tannen hin, bis im Wiesen-thale und über den Ziegeldächern des Dorfes ihr Schicksal sie ereilte, bis sie zergehen mußten unter den warmen, leuchtenden Strahlen der ewig nebelseindlichen Sonne.

Grau berieft bis aufs letzte winzige Blüten hinaus standen die Tausende von Grisastranden, und sie mühten sich eben, die kleinen, süßen Blumenaugen aufzuthun für das wonnige Tageslicht.

Mit weitausholenden Schritten, die gewaltige Kapsel an grünem Band um die Schulter, die Beinkleider hochgekrempt und den schwarzen Filzhut in der Rechten schwenkend, trat ein Mann aus dem Wald am steilen Berghang.

Des Preußenkönigs unerbittliche Werber, sie hätten aufgejauchzt beim Anblick dieses Mannes. Nahe an zwei Meter mußte er haben, und dazu eine Breite der Schultern, eine Derbheit, eine Kraft in allen Gliedern, daß es zu sehen eine Freude war.

Ein überuppiger, schwarzer Haarbusch war zurückgekämmt von der breiten, freien Stirn, eine in ihrer Größe hart die Grenze des Erlaubten streifende Nase, ein starker dunkler Vollbart gaben dem Gesicht etwas Martialisches.

Aber wie jeht der große Mann die Augen aufschlug, um von dem taunassen, schlüpfrigen Bergweg, den er gekommen, hinzublicken über die glitzernde Heide und über die fliehenden Nebel, da waren es fröhliche Kinderaugen, ja fast übermüthige Jungenaugen, die mit glücklichem Ausdruck die Schönheit des Morgens tranken. Und eine Jungenbewegung war es, wie der Riese seinen schwarzen, weichen Filzhut hinüberschleuderte ins nasse Heidekraut.

Und dann that der Mann noch etwas, was zu seinen mächtigen Gliedern, zu seinem Uebermenschenkopf gar nicht recht passen wollte: Er kniete hin auf den feuchten Heideboden, er legte die großen Hände ineinander wie ein Kind, und er betete halblaut in stammelnden Worten, die leuchtenden Augen gegen den leuchtenden Himmel gerichtet, berauscht, überwältigt von der reinen Schönheit der Gotteswelt, der strahlenden, heiligen Morgenstille.

Das frohe, das jauchzende Beten des übervollen Mannesherzens, es klang seltsam naiv, seltsam innig und beweglich aus in den Kindervers:

„Mein Gott, ich bin durch deine Macht

Gesund und froh vom Schlaf erwacht.

Behüte mich auch diesen Tag,

Daß ich nichts Böses lernen mag. Amen!“

Minutenlang verharrte der Mann auf den Knien, und man sah es diesem Gesicht an: hier hatte einer gebetet, der beten mußte, einer, dem das Herz übergeströmt war vom Gebet.

Danach erhob sich der Herr Pfarrer außer Diensten, er klopfte säuberlich die feuchten Tannennadeln von den Knien, suchte seinen Hut aus dem Heidekraut hervor und begann mit einem gewaltigen, mehr ausgiebigen als klangschönen Wagh:

„Die Rose stand im Tau;

Es waren Perlen grau;

Als Sonne sie beschienen,

Wurden sie zu Rubinen.“

In den unmöglichsten, den verschlungensten Variationen sang Hans Bürger das Ritornell. Zulezt, als die Töne immer schneller, immer kunstvoller, immer gewaltiger kamen, nahm der begeisterte Sänger seine stattliche Botanisierrapsel vor, und dumpfe Trommelwirbel begleiteten den kühnen Sang.

Als die Orgien, die solchergestalt Bunge und Kehle Hans Bürgers in der köstlichen Morgenluft feierten, beendet waren, setzte sich der Sänger auf einen grünemoosten Stein und entnahm der Kapsel ein stattliches Butterbrot, das mit der gleichen Hingabe und Begeisterung in Angriff genommen wurde wie zuvor das Lied.

Danach machte der Herr Pfarrer eine Handvoll Brotkrumen zurecht, er pfiß leise, weiche Rosttöne gegen die nahen Föhren hinüber, und Finke, Meise und Zeiß holten sich zutraulich das Morgenmahl, das die große Hand ihnen streute.

Als das letzte Krümchen verzehrt war, erhob sich Hans Bürger von seinem Steinsitz, er redete die langen Arme und stülpte dann den Filzhut fest auf den Haarbusch. Nicht zum Singen und Schwelgen war er ja ausgezogen am frühen Morgen, er wollte Pilze suchen für des Frieders Christian, der schon lang keinen Appetit hatte, und dem es immer vor Fleisch- und Milchspeisen ekelte.

Wieder und wieder bückte sich das große Menschenkind, und mit freudiger Gier eilte er von Pilz zu Pilz, die hier oben so prächtig gediehen.

Die Sonne hatte eben den Tau von der Heide getrunken, als mit gefüllter Büchse Hans Bürger sich heimwärts wandte.

Fröhlich pfeifend, den Hut wieder in der Hand schwenkend, schritt er durch den Wald und hinaus auf die abschüssigen Bergwiesen, die Kartoffeläcker und Stoppelfelder, die der schmale Weg durchquerte.

Ein Weib mit der Haue auf der Schulter kam ihm entgegen.

„Krummbire 'raus doa, Bärbel?“ fragte der Waldläufer in unverfälschter Schwarzwälder Breite.

„Jo, Herr Pfarrer,“ sagte einfühlend das Weib und wollte vorüber.

Hans Bürger blieb stehen. Prüfend sah er der Bauersfrau ins verwitterte Gesicht, dann sagte er bestimmt, fast streng: „Ihr hent wieder Hendl g'het, saget's no!“

Da stieg es dem Weib rot ins Gesicht, und die kleinen Augen blickten giftig, als sie bissig hervorstieß: „Lasset me passier! Ihr helfet jo doch wieder der Eve-Kätter, wie allemol.“

Damit hastete das erzürnte Weib an Hans Bürger vorüber, dem Kartoffelacker zu, in jäh entflammtem Ärger.

Der große Mann aber rief ihr laut nach: „Bärbel, Ihr send der größt' Nidel in ganz H—lingen, daß Ihr's wißet!“

Einen Schimmer von Unmut in den hellen Augen, schritt Hans Bürger weiter.

Hell und blank lagen die Dächer von H—lingen dort unten im Sonnenlicht, da und dort trüfste sich blauer Rauch über dem Schornstein, auf dem Kirchturm glitzerte der Gockelhahn, und die klingenden Schläge des fleißigen Dorfschmieds schallten bis herauf zu dem großen Manne.

Hans Bürger setzte sich auf den grafigen Rain, an dem er eben vorüberkam, und er schaute über das Dorf hin, über sein Dorf!

Als es dazumal schwarz auf weiß im Staatsanzeiger stand, daß er, Johannes Gotthilf Bürger, zum Pfarrer in H—lingen ernannt sei, — was war das für ein Tag! Ehe er nur einen Dachziegel von „seinem“ Dorf gesehen, hatte er es schon ins Herz geschlossen, war es doch seine erste Pfarrei, in die er nach ungeahnt kurzem Vikariat in vollem Glanz neuer Würde einzutreten sollte in wenigen Wochen.

Pfarrer sein! Einer sein, der das Wort Gottes lauter und rein predigt, einer, der nach diesem Worte lebt und leben lehrt, einer, der jede Not im Dorfe kennt und teilt, einer, der mit seiner Gemeinde weint und lacht, betet, duldet und sich freut, einer, der Teil hat an ihrer harten Arbeit, ihren begrenzten Interessen, ihren alltäglichen Sorgen.

Ja, so wollte er sein, so mußte er sein, der Pfarrer von H—lingen. Und dann, weißt du noch, Hans Bürger — das Schreiben dazumal an das hohe Konsistorium? Weißt du's noch; es war gerade ein Jahr, ein kurzes Jahr nach deiner Ernennung!

In den Augen des Mannes blühte es; aber nicht kindlich und jugenhaft, wie oben auf der Heide, nein, es war ein Blick aus einem gefesteten Mannesherzen.

Ja, er wußte noch, was in jenem Schreiben stand, und er mußte es aufrecht erhalten jetzt, morgen — sein Leben lang.

Um seine Entlassung bat Hans Bürger kurz, knapp und lediglich mit der Begründung, daß er sich seinem Amte nicht gewachsen fühle.

Ein weißhaariger Rat mit goldenem Kneifer auf der Nase, mit lebhaft, fast durchdringend blickenden Augen unter den ungewöhnlich buschigen, schneeweißen Brauen, mit bartlosen, dünnen Lippen, die beim Sprechen und Lachen zwei Reihen tadellos gesunder Zähne blicken ließen, er fand Hans Bürger's Schreiben in dem Aktenstoß, der allmorgendlich sein Schreibpult zu zieren pflegte.

Da warf der Herr Rat mit kurzem Rud den Kneifer von der Nasenspitze und er nahm das Gesuch ganz nahe vor die Augen, und so las er es nochmals und dann nochmals.

Danach bekam das Schreiben einen Platz abseits von den andern Akten, und an einem sehr stürmischen Sonntag im März, gleich nach dem Morgengottesdienst, trat der weißhaarige Herr Rat über die Schwelle des Pfarrhauses zu H—lingen.

Der riesige Pfarrherr saß auf dem ledernen Sofa, als sein Gast am Studierzimmer kurz klopfte und sofort eintrat.

Mit müdem, sonderbar hilflosem Blick sah Hans Bürger auf, und als er den Herrn gewahrte, lief ihm ein Rot über das Gesicht.

Das Ledersofa hatte Platz für zwei. Der weißhaarige Rat mit dem feinen DiplomatenGesicht, er setzte sich neben den jungen Pfarrer, und er klemmte den Kneifer fester auf die schmale Nase.

Der Herr Rat hatte Hans Bürger's Eltern gekannt, er hatte den Pfarrer selbst heranwachsen sehen, hatte dessen Studiengang verfolgt, sich an den guten Examinas gefreut, ja — er ließ es distret durchblicken — er hatte bei der Ernennung für H—lingen auch ein wenig seine Freundschaft im Spiel gehabt.

Und aus dieser langjährigen Anteilnahme heraus,

nicht als Mitglied des Konsistoriums, sah heute der Herr Rat auf dem Ledersofa, und er begehrte von Hans Bürger Aufschluß über die Vorgeschichte des seltsamen Schreibens.

Da schauten des jungen Pfarrers treuherzige Augen fest auf den goldenen Kneifer, und die bärtigen Lippen legten ein Bekenntnis ab, darob die bartlosen des Hörrers öfters lächelnd und noch öfters streng zuckten.

„Warum ich meine Entlassung will, Herr Konsistorialrat, nun, weil ich doch niemals mit meinem Amt zu Streich komme. Ein ganzes Jahr habe ich mich bemüht; aber es geht nicht, es geht nicht.“

Eine leise Beimischung von Spott klang aus des Rats Worten, als er entgegenhielt, wie doch Tausende von Landpfarrern mit weniger Fähigkeiten treffliche Hirten ihrer Gemeinden seien.

Hans Bürger starrte zu Boden in trübem Sinnen, dann schüttelte er die dunkle Mähne: „Ich weiß nicht, wie es die andern machen, ich weiß nur, daß bei mir Hirn und Herz, Hand und Geldbeutel nicht reichen. Wenn ich nur ein einziges Mal durch mein Dorf gehe, wenn ich nur zu einer kurzen Predigt auf meiner Kanzel stehe, so fühl' ich, daß ich zu arm bin, viel zu bettelarm, von innen und von außen, um hier ein Priester Gottes sein zu können.“

Der Rat saß still, die weißen Brauen zuckten hinter dem Kneifer, die durchdringenden Augen hingen mit sonderbarem Ausdruck, fast war es eine Drohung, an Hans Bürger's Gesicht.

„Kinderkrankheiten,“ sagte der Rat hart, „die Kinderkrankheiten Ihres, unsers Standes. Lassen Sie noch ein Jahr hingehen, ich kenne das, jeder kennt es, aber nicht jeder wirt gleich die Hinte ins Korn, denn Treue ist die erste Priestertugend.“

Eine helle Rote schlug über Hans Bürger's breite Stirn: „Wahrheit ist noch heiliger, noch wichtiger,“ sagte er leise und verwirrt, und dann spielte ein frohes Lächeln um den bärtigen Mund. „Ich habe einen Vorschlag, Herr Rat: setzen Sie einen andern hierher, einen von denen, die die Kinderkrankheit hinter sich haben, und mich lassen Sie bei ihm bleiben als seinen Gehilfen. Ich will kein Geld, ich habe mein bescheidenes Teil; aber der Pfarrer von H—lingen möchte ich bleiben, wenigstens der zweite, wenigstens nominell, denn ich kenne sie alle hier, und sie brauchen mich.“

Der Herr Rat blickte erstaunt auf den Mann, der voll Eifers seine Ungereimtheiten vorbrachte, und er meinte kühl: „Wenn Sie entlassen sind, kann Ihnen niemand wehren, hier zu bleiben; aber erklären Sie mir endlich, wie Sie überhaupt dazu kommen, um Ihre Entlassung zu bitten, wenn Ihre Gemeinde Ihnen so am Herzen liegt.“

Das Lächeln schwand auf Hans Bürger's Gesicht, trüb schaute er gegen die Scheiben, an denen der Regen niederlief, und er sagte seufzend: „Mir ist's zu viel. Seelforger soll ich sein für die fünfhundert Menschen, und ich bringe es kaum fertig, ein Stüdchen ihrer Leibesnöte zu lindern und zu heilen. Und ob Sie es mir glauben oder nicht, Herr Konsistorialrat, solange die Bauern für ihren Leib und mit ihrem Leib in oft so bitterlichen Nöten sind, lassen sie mich an ihre Seelen nicht heran, und ich will dann auch nicht, ich kann nicht, es ist mir wie ein blutiger Hohn, wie eine Gotteslästerung. Und noch etwas! Sie sehen alle auf mich, sie glauben an mich, sie vertrauen mir. Und ich zittere, ob ich wie ein Priester des Höchsten lebe, ob ich dem Himmelsherrn nicht Schande mache. Ich zittere, ob ich niemals lüge auf der Kanzel, ob ich niemals Haderling unter den Weizen säe, ob diese fünfhundert Menschen sich auf mich, den Hans Bürger, verlassen können, wenn ich deute und auslege, wenn ich drohe und verheiß. Wenn ein altes Weiblein in der Kirche sitzt und schaut zu mir auf mit dem Hungerblick, den hier zumeist nur diejenigen haben, die gegen die Grube warten, dann schnürt mir's Herz und Kehle zu vor Angst, dann spüre ich nichts von der Freude, die ein Diener am Wort haben muß.“

„Haben darf, Herr Pfarrer,“ sagte der Rat mit einem kleinen Anflug von Salbung. Dann stand er auf und trat an den Schreibtisch. Seine weiße Hand legte er auf die Bibel, und er meinte würdevoll: „Entweder ist es geistiger Hochmut oder es ist Unglaube, Herr Pfarrer, was Ihnen diese Anfechtungen bringt. Ein einfältiger Diener am Wort zu sein, geht keineswegs über Menschenkräfte; aber Sie scheinen zu glauben, Sie allein haben ein Gewissen.“

Der Pfarrer schaute hilflos auf den gestrengen Herrn. Er hätte so viel, so unendlich viel zu sagen gehabt. Wenn er nur die Hälfte von allem hätte erzählen wollen, was ihm in schlaflosen Nächten durch den Kopf ging — der Herr Rat hätte müssen das harte Wort zurücknehmen; aber es war des riesigen Mannes Sache nicht, sich von dem Vorwurf geistigen Hochmuts zu reinigen oder lang über sein Gewissen und das seiner Amtsbrüder zu sprechen.

„Ich bitte recht, Herr Konsistorialrat, mein Gesuch zu belassen wie es ist. Und ich danke Ihnen vielmals, daß Sie bei so stürmischem Wetter die lange Fahrt

unternommen haben,“ sagte der große Mann gedrückt, aber mit einer stillen Festigkeit, die den weißhaarigen Herrn bewog, nach seinem Hut zu greifen.

„Ich war als ein Freund Ihrer Eltern bei Ihnen, lieber Herr Pfarrer; ich hätte gewünscht, mit anderm Bescheid gehen zu können.“

Hans Bürger lachte leise auf: „Ich möchte es dem Freund meiner lieben, toten Eltern ganz besonders sagen, daß mir mit jenem Schreiben, das Sie hergeführt, ein schwerer Stein vom Herzen fiel,“ sagte er fröhlich und geleitete den Herrn Rat in den „Roten Ochsen“, wo der Kutscher eingestellt hatte.

Kurze Zeit danach fuhr die schmutzbespritzte Kalesche des Herrn Konsistorialrats am Pfarrhaus vorüber. Ein schwer betrunkenen Bauer wich taumelnd aus, und ein bärtiges Gesicht blickte durch ein Fenster auf diesen Bauern und das entschwindende Fuhrwerk.

Für einen Herrn vom Konsistorium, glaube ich, würde mein Gewissen auch ausreichen; aber für einen Pfarrer unter Akerlen wie der Veit-Adam reicht es in Gottes Namen nicht,“ sagte Hans Bürger ganz leise, und seine guten Augen blickten ehrlich bekümmert in den rieselnden Regen.

Als der weißhaarige Rat am Montag Morgen seine Kanzlei betrat, war seine erste Arbeit, das bewußte Schreiben wieder zu den übrigen Akten zu legen, und mit diesen ging es seinen gewohnten Gang, und Hans Bürger zog bald danach aus dem Pfarrhaus von H—lingen hinaus in das niedere Häuschen am Dorfsende, und er hängte dort sein schönes, rosenrot geschriebenes Plakat auf: Hans Bürger, Pfarrer a. D.

Ins Pfarrhaus zog einer ein, der die Kinderkrankheiten hinter sich hatte. Es war ein stiller, schon älterer Mann, der die Pfarrei um ihrer Weltabgeschiedenheit und ihrer gesunden Lage willen gewünscht hatte, denn er, der neue Pfarrer, war nicht sonderlich fest auf der Lunge und suchte in H—lingen Ruhe und Ruhe für seine botanischen Studien.

Er predigte schlicht und recht, und die Weiblein mit ihrem grabesnahen Hungerblick genierten ihn wenig. Höchstens seines entlassenen Amtsbruders fragende, suchende Augen wollten ihn bisweilen irritieren; aber der Pfarrer gewöhnte sich bald an, bei der Predigt geradeaus und nicht seitwärts nach dem bärtigen Antlitz Hans Bürger's zu blicken. So war der anfängliche Uebelstand behoben, und glatt, ohne Stodung und Verwirrung verlief Predigt um Predigt.

Die Herren waren ganz gute Freunde, und der bärtige Riese selber war es, der für sich den Namen „Seelforger“ im Dorfe in Schwang brachte, während der Neue der Seelforger war.

„Wir wollen uns wacker in die Hände arbeiten, Herr Pfarrer,“ hatte strahlenden Blicks der Entlassene zu seinem Amtsbruder gesagt, als ihm dieser den ersten Besuch machte.

Der Herr Pfarrer hatte zustimmend genickt, seine kurzstichtigen, bebrillten Augen hingen etwas geistesabwesend an einem Prachteremplar von *Cypripedium calceolus*, und er fragte interessiert: „Gedeiht das hier in der Nähe?“

Und mit fröhlicher Bereitwilligkeit beschrieb Hans Bürger den Standort, hörte lange Ausführungen über Kalkboden und Sandboden an und sprach nicht mehr über die beabsichtigte Teilung der pfarrherrlichen Arbeit.

Der neue Pfarrer aber ging hochbefriedigt zu Mutter und Schwestern heimwärts; er erzählte viel von dem umgänglichen, fröhlichen Wesen des Exkollegen, von dessen Belesenheit und mannigfaltigem Wissen, und im Pfarrhaus war nur eine Stimme: daß der Pfarrer Bürger vielleicht seine Schrüllen habe; aber verrückt, wie es im letzten Pfarrkrauz geheißsen hatte — verrückt sei er sicher nicht.

Der große Mann sah immer noch am grafigen Rain, die langen Beine behaglich von sich gestreckt, die hellen Augen auf das ferne Dorf geheftet. Ja, es war gut so, wie es war.

Ein Jodler, eher einer Hüterbuben- als einer Pfarrerskehle angemessen, klang fröhlich über den Hang hin. Und jetzt zog Hans Bürger sein Taschenmesser hervor, öffnete die Kapsel und begann kunstgerecht und behutsam die zarten Pilze zu puzen und zu enthäuten, und dabei gingen seine Gedanken wieder spazieren.

Da war jetzt die Sache mit dem Veit-Adam, dem alten Säuser. In dem elenden Haus „im Gähle hinter der Kirch“ sah Hans Bürger stundenlang bei dem Alten, den der Herr Seelforger einen stumpfsinnigen Trunkenbold zu nennen pflegte. Und der neue Pfarrer hatte recht: Mit Veit-Adams Seele, ihren Nöten und Bedürfnissen war es nicht mehr weit her. Aber Hans Bürger hatte auch recht.

An des heruntergekommenen Bauern rötlicher Gählschnase liefen salzige Thränen herunter, sie sich in den zahllosen Runzeln und Falten des verchrumpften Gesichts verließen und verloren, wenn Veit-Adam mit Hans Bürger, über die tote Kätter sprach.

Die Kätter war des Bauern Weib gewesen, und er

hatte sie oft böß geprügelt, obgleich er damals noch allezeit nüchtern war. Seit sie tot war, flossen viele Thränen und noch mehr Schnaps um sie. Dem Herrn Pfarrer war das widerlich; Hans Bürger war es auch widerlich; aber er hatte ja Zeit, zu dem Alten hinzusitzen; er hatte keine Predigt zu machen und keinen Unterricht zu halten — er war ein freier Mann. Und so lange Zeit-Adam mit Hans Bürger sprach, trank er nicht, und einmal war auf diese Weise der Bauer einen ganzen Tag nüchtern geblieben.

Von der toten Kätter lenkte der Pfarrer a. D. die Rede auf des Säufers Pflgetochter, auf des Heiligenpflegers Weib, die Madel. Sechs Jahre war sie alt gewesen, als ihr Vater, ein Bruderssohn der Kätter, im Wald von einer stürzenden Tanne erschlagen worden war. Der Zeit-Adam, der keine Kinder hatte, nahm die Halbwaise ins Haus, er zog sie auf, schlecht und recht, er ließ ihre Mutter begraben auf seine Kosten; er schaffte ihr zwei zwischene und zwei flanelle Gewänder an und that wadere Vaterpflicht an ihr, so daß er nach der Kätter Tod und der Madel Heirat dieser sogar „sein Sach“ gab und zu ihr zog ins Ausgeding.

Wieder liefen aus den kleinen, verschwommenen Augen die Thränen. Aber diesmal war es Hans Bürger nicht widerlich; er ballte unwillkürlich die große Rechte zur Faust.

Vierhundertundfünfzig Mark jährlich waren geschrieben, daß der Zeit-Adam bekommen mußte im Ausgeding. Keine zweihundert bekam er zusammen, und wenn er Milch und Butter, Eier, Brot und Fleisch noch so hoch veranschlagte.

Vierzig Grad soll die Milch wägen, und wenn ich sie wägen, hat sie fünfundzwanzig, da kauf' i lieber Schnaps,“ schluchzte der Bauer und strich mit der schwieligen Hand über sein spitzes Knie.

Und Hans Bürger sagte kein Wörtlein dawider.

„Mit ihrem Obst wisset sie net wohin, so viel ist g'wachse. Se schüttet's auf Hauße, no fault's, und zu unterst 'raus krieg' i's.“ Wieder ein stoßweises Schluchzen des Trunkers, und wieder blieb Hans Bürger stumm.

„Wenn d' Butter ebbes gilt, verkaufet sie f', und nur wenn sie abschlägt, krieg' i mein Teil.“ Und jetzt beginnt der Trunkenbold plötzlich so zu schluchzen, daß sein hagerer, ausgemergelter Körper förmlich bebte, und der große Mann neben ihm versteht kaum, wie er stammelt: „Das Visbethle, ihr Mädle, lasset sie nemme zu mer, weil sie saget, i hab' alleweil en Kausch —“

Es flammt auf in den Augen des Pfarrers außer Diensten.

Schwer schlägt er mit der Faust auf den schmierigen Tisch: „Wenn mer's ei'm so macht, ist's sei Wunder, wenn mer kauft. Ich werd' für Euch die Bande beim Schultes, und wenn's not thut, beim Amtsg'richt ver-“



Heinrich Lenschow,

Königlicher Musikdirektor im Großherzoglich Mecklenburgischen
Jägerregiment Nr. 90.

klage,“ sagt er laut und empört, und er schreitet zur Thür, seine Drohung wahr zu machen. Der Jörn lockt in ihm, als er durch die Gassen eilt. Dann fällt ihm ein, daß sein Zuspruch und seine Drohung wenig priesterlich sind; eines Augenblickes Länge drückt ihn etwas im Innern, dann fliegt es wie Sonnenschein über sein mähnenumwalltes Gesicht — er ist ja Pfarrer a. D.

Im letzten Sommer war's. Der ganze Juni war regnerisch und kalt gewesen. Das gemähte Gras lag lang auf den Wiesen und war am Faulen. Dann kamen etliche helle Tage und ein ganz besonders heller Sonntag, an dem die Sonne vom frühen Morgen an so kräftig herniederstach, daß auf den Wiesen der letzte Halm trocken wurde, noch ehe die Glocken geläutet hatten. Aber im fernen Westen ballte es sich auf, das dunkle Gewölk, das die wadere Arbeit, die die Sonne an allem Heu auf 6-linger Markung gethan, in einer Stunde vielleicht zu nichts machte.

Da zog der entlassene Pfarrherr einen alten Kettel an. Er ging „das Gähle“ entlang und klopfte an die sonntäglich blanken Scheiben, und wo eine Hand ihm aufthat, hielt er eine seltsame Predigt: „Machet, daß er ins Heu kommet, Peut, heut g'wittert's no. Eure Küh' könnent den Winter net von der schönste Predigt lebe, und der Gerechte erbarmet sich seines Viehes.“

Da und dort waren die Leute schon fort, ohne die priesterliche Aufforderung abgewartet zu haben; mancher Bauer aber legte erst auf Hans Bürger's Klopfen hin den Kirchenrock wieder ab und griff zu Rechen und Gabel, und aller Gewissenszwang war gehoben, denn der „alte Pfarrer“ war doch immerhin ein G'studierter und mußte wissen, was „e Sünd“ ist.

Es war ein reges Leben draußen auf den Wiesen, und mitten unter den hastig arbeitenden Bauern stand Hans Bürger, die Gabel in den gewaltigen Händen, hembärmelig, den Schweiß auf der Stirn. Der alten Bärbel, der bußigen Witfrau half er das Heu laden, so schnell und gewandt, als hätte er darauf lange Jahre studiert und sämtliche Examina bestanden.

Aus Anlaß dieser Heu-Affaire hätte es beinahe ernstliche Differenzen mit dem aktiven Amtsbruder gegeben. Denn außer dem Heiligenpfleger und seiner Madel, die dem Hans Bürger spinnefeind waren, seit er sie mit Erfolg verklagt hatte, waren nur steinalte Weiblein, Kinder und Gebrechliche in der Kirche gesessen an jenem Sonntagvormittag.

Selbst, daß der Erstkollege im besten Rod und im Cylinderhut beim Amtsbruder vorsprach und diesem mit eindringlichen Worten und den schönsten Gesten der großen Hände darlegte, wie der Sabbat um des Menschen willen, nicht der Mensch um des Sabbats willen da sei, selbst auf dies hin kam der Herr Pfarrer über seinen stillen Ingrimm nicht ganz hinweg, und auch Mutter und Schwester neigten zum erstenmal zu der Ansicht, daß in Hans Bürger's Oberstübchen nicht alles klappe.



Phot. Karl J. Runder, Hannover.

Die Enthüllung des Lutherdenkmals in Hannover.



Der erste Schnee. Originalzeichnung von Th. Kleeblatt.

Der riesenhafte Theologe aber schlief in jener Nacht den Schlaf eines Gerechten, der wider Heu geladen hat.

Dann der Fall Ernstine! Brauchbar war sie ja, die Ernstine, und von Hans Bürger's Mutter so perfekt eingeweiht und eingeführt in alle Feinheiten einer wohlgeleiteten Haushaltung, daß in dieser Hinsicht nichts zu tadeln war. Aber sonst! — Ein Maultier, diese Verkörperung verbohrtens Eigensinns, war ein süßes Damm gegenüber der Jungfer Ernstine. Daß sie den hünenhaften Pfarrer dereinst auf ihren Armen getragen, das war für sie Grund genug, diesen Pfarrer jetzt in unerhörter Weise zu tyrannisieren.

Welche Kämpfe hatte es gekostet, bis sich Ernstine herbeiliess, jederzeit den Brotlaib und Mostgläser auf dem Tisch bereit zu halten, jederzeit die Thür unverschlossen zu lassen, damit jeder Hungerige, jeder Heimatlose eintreten könne und bei Hans Bürger Brot und Heimat finde, auch wenn der Herr fort und die Jungfer schlechter Laune sei. Wieviel scharfen Spott hatte die Ernstine über ihren Pfarrer ergossen, als er sagte: „Ernstine, ich geh' vom Amt; ich bring's nicht fertig, es ist mir viel zu schwer.“

„Herr Pfarrer,“ hatte sie gerufen, und ihre scharfen Augen hatten ihn förmlich angefunkelt: „Thun Sie Ihren Eltern unterm Boden die Schande nicht an! Wenn Sie einmal an einem Sonntag keine neue Predigt fertig bringen, so nehmen Sie halt eine alte, die Bauern merken's nicht, und die andern machen's auch so.“

Hans Bürger lachte laut auf: „Das wäre das wenigste, Ernstine, die Predigt wollte ich schon zusammenbringen; aber...“

„Was aber?“ schrie die Alte erbozt. „Was — aber? So eine lumpige Leiche alle vier Wochen, oder einmal eine Taufe, oder das bißchen Unterricht! Wenn ich das viele Geld verstudiert hätte, wie Sie, da wäre mir's nicht angst.“

„Ernstine, du bist eine alte Gans!“ sagte trocken der Riese und streckte die langen Beine unter den Tisch.

In ihren höchsten Tönen leiste die Jungfer: „Schämen würde ich mich, wenn ich als solch ein junger, starker, gesunder Mann von dem Leben würde, was mir mein Vater hinterlassen hat, und wenn ich ohne Amt und Geschäft sollte im Dorf herumlaufen, und schämen würd' ich mich, wenn ich gegen die, die mich auf ihren Armen getragen hat, gleich so grob wäre und sie eine alte Gans schimpfte.“

Die Stimme schnappte jählings in ein schluchzendes Weinen über, und Jungfer Ernstine wankte zur Küchentür.

Der Pfarrer sprang empor und faßte die Alte am Arm: „Siehst du,“ begann er ernsthaft, „daß ich kein Pfarrer bleiben kann! Ich bin nicht sanft und nicht geduldig, ich muß schimpfen können und dich eine Gans nennen. Und weil ich mich nicht in der Gewalt habe, darum gehe ich vom Amt, denn ein ungeduldiger und ein grober Pfarrer ist nicht das wahre.“

Die Alte schüttelte ihres Herrn Hand ungeduldig ab. „Schimpfen darf ein Pfarrer,“ behauptete sie erbozt, „aber hinter die Rechten soll er kommen, nicht hinter alte, treue Dienstboten. Der Pfarrer von N., der kann schimpfen wie ein Rohrpaß, der hat mit seinem Schultheiß und mit seinem Schulmeister die schönsten Hände und ist nicht zimperlich; darum bleibt er aber doch im Amt und ist ein rechter Mann!“

Damit schlug die Jungfer die Küchentür zu, daß es schmetterte.

Hans Bürger aber schrieb mit Feuereifer sein Entlassungsgeßuch. Als er bald danach richtig außer Dienst war, da pfiß es aus einem andern Loch. Wenn Ernstine grob ward, dann ward ihr Herr ohne Umschweife noch viel gröber, und was ihr von jeher in innerster Seele zuwider gewesen war: der Freitisch für alles Gefindel, der Zulauf vom ganzen Dorf, das „Sich-gemein-machen“ mit Gott und der Welt, das nahm jetzt so überhand, daß die Alte mehrfach ernstlich erwog, ob sie den „verrückten Menschen“ nicht verlassen wolle. Aber sie hatte ihn ja auf ihren Armen getragen!

Und dann das Heiraten! Nach Hans Bürger's felsenfester Ueberzeugung gehörte zu dem evangelischen Pfarrherrn und in jedes evangelische Pfarrhaus eine Pfarrfrau.

Schon als Vikar, ja schon als „Stiftler“ hatte er diese Ueberzeugung gehabt, und in der breiten Brust schuf er sich das Bild von einer Pfarrersche. Da war alles Frieden, Liebe und vor allem rastlose, gemeinsame Arbeit.

Sonderbar! Wenn sich Hans Bürger auch eine Pfarrfrau mit allen nötigen Eigenschaften sehr wohl denken konnte, ja, wenn das erträumte Idealgeschöpf schon greifbare Umrisse gewann, wenn blonde Zöpfe und blaue Augen hereinspielten... er selbst konnte sich niemals als den Idealehemann daneben denken.

Er kannte viel Pfarrfrauen der Umgegend. Wadere Frauen, vor denen er im Geiste den Hut abnahm; aber wenn sie so ruhig, so sittig, so christlich bei einander

säßen und von ihren lieben Kindern und auch von andern Dingen sprachen, dann hatte er immer eine Art Ungebuld in sich, und diese Ungebuld legte er sich als „Abneigung gegen das Weibliche“ zurecht.

Er lernte auch Pfarreken kennen, in denen es weniger zart zuzug. Mit eignen Augen hatte er gesehen, wie ein Kollege wegen einer Bagatelle den Kartoffelhasen durchs Küchenfenster warf. Und — o Schrecken — damals hatte ihn, Hans Bürger, nur eine äußerst oberflächliche und konventionelle Enttäuschung überkommen; im tiefen Innern gestand er sich, daß es bei ähnlichem Anlaß und nach ähnlichen Vorkommnissen ganz ähnlich machen würde, als Ehemann einer ähnlichen Pfarrfrau. Da faßte ihn ein förmlicher Horror vor sich selber. Nicht daß er sich von da ab die Qualifikation zum Heiraten überhaupt abgesprochen hätte; aber seine Idealpfarrersche zu führen, fühlte er sich unfähig. Daß ein profaner Ehemann einmal ungebärdig wird und etwas robust mit Kartoffeldöpsen umgeht, das war dem temperamentvollen Riesen denkbar; aber ein Pfarrer...

Dem Amtsbruder von N., einem fähigen Mann von guter Lebensart und ohne Engherzigkeit, teilte in einer vertrauten Stunde Hans Bürger seine Bedenken mit. Und der Amtsbruder klopfte ihm lachend auf die Schulter: „Sie nehmen die Sache zu ideal, mein Lieber! Nur immer hübsch mit den Füßen auf dem Erdboden bleiben!“

Das war der ganze Bescheid. Noch lange auf dem dämmerigen Heimweg durch das Föhrengelölz schüttelte Hans Bürger dann und wann den Kopf. Eine Pfarrersche konnte man gar nicht ideal genug nehmen, das stand ihm fest. Und darum mußte er ledig bleiben. Und weil ein lediger, evangelischer Pfarrer nach seiner Ueberzeugung ein Un Ding war, mußte er aus dem Amt. So weit war alles logisch richtig.

Dann aber ließ der Riese einen unlogischen Jobler durch den Wald erklingen, und weiter folgend ging's ihm durchs Hirn: Weil du dann kein Pfarrer mehr bist, darfst du heiraten, und wenn auch nicht alles der reine Friede und die vollste Glückseligkeit und Christlichkeit ist, wenn „sie“ auch nicht so ausnehmend sanft und mild und tugendreich ist, und wenn mit dir auch bisweilen dein Temperament durchgeht — du bist ja außer Diensten, und deine Ehe ist keine Pfarrersche.

Ganz verliert wurde auf jenem Heimweg der große Mann in den Gedanken an seine Profanehe, wo alles so ohne Salbung, ohne Verantwortung für jedes ungeschickte Wort vor sich gehen sollte, und mit einem Schlag wich jetzt auch das sonderbare Gefühl der „Abneigung gegen das Weibliche“.

Noch immer pukte Hans Bürger an den Pilzen für des Frieders tranken Christian. Es war keine ganz leichte oder vielmehr eine allzu leichte Arbeit für die mächtigen Hände, die zu ganz anderm Werk geschaffen schienen. Auch daß des Mannes Gedanken so sehr abseits von der Arbeit schweiften, förderte deren Fortgang nicht gerade besonders, denn sehr oft warf Hans Bürger Schalen und Häute zu den gereinigten Pilzen oder einen gereinigten zum Abfall.

Es war beinahe Mittag, als er endlich aufstand, Arme und Beine reckte und sich heimwärts wandte.

Am Dorfeingang standen auf niedrigem, kalkigem Hügel, den feltame, kümmerliche Pflanzen bedeckten, zwei weitverästelte Apfelbäume, an denen die kleinen, roten Christtagsäpfel in der Sonne reiften.

Um den Stamm des größten Baumes lief eine einfache Bank. Die hatte Hans Bürger eigenhändig gegemürt für die Eve-Kätter, die tränkende Schwester der bissigen Bärbel, die oben am Berg Kartoffeln grub und vom Pfarrer „der größte Nidel von H—lingen“ tituliert worden war.

Die Schwestern, zwei „Jungfern“, spielten eine hervorragende Rolle im Dorf, besonders die tränkliche Eve-Kätter, von der die Welt wußte, daß sie „mehr konnte als Brot essen“. Zwar hatte niemand sichere Beweise, noch war jemals ein bestimmter Fall bekannt geworden, der für die höheren Kräfte des tränklichen Weibes gesprochen hätte; aber schon, daß sie stundenlang in Büchern las, war höchst verdächtig, und daß sie aus jedem Pfund Flachs, das den langen Winter über durch ihre Finger lief, zwei ganze Schneller mehr herauspuckte als jedes andre Weib im Dorf, und daß dabei ihr Faden doch noch zäh und gleich und vom Weber als der beste gepriesen ward — das schlug dem Faß den Boden aus.

An der Bärbel waren es andre Eigenschaften, um derentwillen sie im Dorf im Ansehen stand. Die mehr als Sechzigjährige hatte Kräfte wie ein Mann, sie war ihrer Lebtag nie krank gewesen, sie wußte nicht, was Müdigkeit und Schwäche war, und hatte keine Ahnung, in welcher Gegend ihres robusten Körpers ihr Magen lag. Wo man im Dorf harte Arbeit hatte, um die sich die männlichen Tagelöhner scheu herumdrückten, da holte man die Bärbel, und sie war immer zur Hand, immer fleißig, immer mobil. Das aller-mobilste an ihr war aber ihr Mundwerk, und auch

dieses hatte, wie ihre körperlichen Fähigkeiten, einen Stich ins Ueberlebensgroße, ins Unwahrscheinliche. Wenn die Bärbel anfang zu schimpfen, dann kratzte der derbste der Dorfbauern hilflos im Haar, und es war selten, daß ein menschliches Wesen Widerspruch erhob gegen das, was die Jungfrau zu verfechten für gut fand.

Der einzige, der zuerst Unerfahrenheit und danach Mut genug besaß, dies zu wagen, war Hans Bürger.

Es ging dem Pfarrherrn gegen den Strich, daß die Schwestern in vielfältigem Unfrieden dahinlebten. Nicht bei jedem seiner Gemeindeglieder fand er so viel tüchtige, wadere Eigenart als bei den beiden Alten, die so grundverschieden und doch wieder so ähnlich waren.

Was bei der Bärbel robust und derb gegen außen trieb, das trieb bei der Eve-Kätter ebenso robust und derb gegen innen, weil der kränkliche Körper den andern Weg von selbst verbot. Wie die gefährdete Bärbel unerschrocken räsionierte, wenn ihr, und sei es vom Schulzen oder vom Pfarrer, etwas quer kam, so nahm die stille, kranke Eve-Kätter in ihrem „sinnierigen“ Kopfe Stellung gegen alles, was ihr nicht in der Ordnung schien, und wenn es selbst in der Bibel stand. Und die unerreichte Feinheit des flächsernen Fadens, der zur Winterszeit unter Eve-Kätters Händen entstand, sie dankte ihren Ursprung demselben ehrgeizigen Willen, der die Bärbel die höchsten Garbenwagen laden, die schwersten Bündel tragen ließ.

Schon zahllose Male hatte Hans Bürger besänftigenden Einfluß auf die beiden Schwesterngemüter auszuüben versucht; jedesmal mit negativem Resultat. Es war nämlich jedesmal im Verlauf der Verhandlungen dahin gekommen, daß der hünenhafte Pfarrherr am meisten der Besänftigung bedurft hätte, und oben am Berghang war es nicht das erste Mal, daß die temperamentvolle Bärbel den „Nidel“ an den Kopf geworfen bekam.

Die kranke Eve-Kätter saß mit ihrem Stridstrumpf auf der Bank unterm Apfelbaum, als Hans Bürger des Wegs kam.

„Grüß Gott, Herr Pfarrer,“ rief sie von weitem schon, „hättet Sie net a weng Zeit für mi?“

Hans Bürger aber hatte immer Zeit, wenn ihn jemand brauchte. Mit zwei Sprüngen, wie sie seinen Beinen angemessen waren, stand er auf dem Hügel und setzte sich neben das blasse Weib, das trotz der Wärme des sonnigen Tages in wollenen Läckern steckte und die Schultern fröstelnd zusammenzog.

„Guer Bärbel ist mer begegnet,“ sagte er kurz, „was hent ihr wieder g'het miteinander?“

Die Kranke schaute mit sonderbar lampesfrohem Blick nach der Gegend, wo sie die Schwester beim Kartoffelgraben wußte, und sie entgegnete hart: „Daß der Abraham net recht dra g'we' sei, wie 'n er hot solle de Jsaak opfere, sell sag' i. Und do derwege fangt d' Bärbel Handel a. Und wenn eine so schafft de ganze Tag, wie d' Bärbel, die verstoht doch nix von so Sache.“

Hans Bürger nickte kurz mit dem Kopf, er verstand vollkommen den Gedankengang der Alten und billigte ihn; aber dann trieb es den Theologen in ihm, den Erzvater in Schutz zu nehmen: „Eine Glaubensprobe sollte es sein für ihn, Eve-Kätter, und er hat sie glänzend bestanden,“ sagte er fast streng, und er sprach im Kanzelton und hochdeutsch, was sonst seine Art mit den Bauern nicht war.

Das Weib aber hustete kurz auf und sah den Pfarrer an mit feindseligen Augen. Nicht die leiseste Spur von Scham oder Verlegenheit, wohl aber ein fast starrer, fast feierlicher Ernst breitete sich über das blutleere Gesicht der „Jungfer“, als sie entgegnete: „I hab' en Bube g'het, en kleine Bube von drei Johr. Und wenn aus em höchste Himmel oder aus der tiefste Höll 'e Stimm' zu mer komme wär, i soll mein' Bube opfere, no hett' i halt g'sagt: Nei und nei und nei! Und i hätt' zu dere Stimm' g'sagt: Du bist net der Herrgott, denn der Herrgott la lei Scheußlichkeit von mir verlange, net emol em G'paß und net emol zur Prob'! Und der Erzvatter ischt net recht dra g'we', daß er des net zum liebe Herrgott glei g'sagt hot, und de liebe Herrgott hätt's g'wiß bloß g'frent, wenn der Abraham so von der Leber weg g'schwächt hätt', denn en Menschen fenda, der die recht' Liab' em Leib hot, des ist g'wiß unserm Herrgott lieber als drei mit em stärkste Glaube!“

Hans Bürger saß stumm, die großen Hände gefaltet, wie in der Kirche. Seine treuherzigen Augen hingen am leuchtenden Himmelsrand, und in seinem priesterlichen Herzen quoll es so warm, so stolz auf, und es klang in ihm: Hör nur, lieber Ewiger dort oben, wie meine Bauern meine H—linger Bauern von dir und über dich denken, und solchen Reuten hätte ich predigen sollen, ich, der lange Hans, der doch selber nicht halb so tiefe, nicht halb so wahrhaft fromme Gedanken hat.

Das ungleiche Paar schwieg lange. Die fröstelnde Kranke ließ sich die Sonne auf die Füße scheinen, die in unförmlichen Filzschuhen staken, der große Mann aber dachte nach, ob er jemals in einer seiner ehemaligen

Predigten gleich würdig von Gott gedacht und gesprochen habe. Und dann dachte er auch an den kleinen Buben der Jungfer, von dem er soeben zum erstenmal gehört hatte.

„Eve-Rätter," fragte er leise, „was ist dann aus Eurem Bube worde?"

Das Weib legte die gedunsene, gichtentstellte Hand vor die Augen, als thue ihr das Licht weh, das durch die Blätter brach.

„Unser Herrgott hot mer'n g'nomme, o'g'frot und ohne alles. Am Samstag ist er no' g'und g'we', am Sonntag tot, beim Kirchläute. E' Bueble wie Misch und Bluat, und drei Johr alt. Wärm' hab' er g'hätt, hot der Doktor nocher g'sait, sonst nix. E' reing's Mittel hätt' helfe kenne, wenn mer's g'wist hätt'. Mein Glaube han i des'tweg' net verlore, der Herrgott weiß, worom er's so g'macht hot. 's ischt e' Opfer g'we'; aber i selber han net müesse 's Messer führe, der Glaub' ischt dabei grad' so guat auf d' Prob' g'stellt worde; und i han net brauche derweg' an Unmensch werde."

Herb, fast hart brachte das Weib ihre Argumente vor, der Extheologe machte keinen Versuch, dawider zu reden.

Langsam stand er auf von der niedrigen Bank, auf der ihm alle Knochen weh thaten. „Saget Eurer Bärbel, i hab' g'sagt, Ihr habet recht, und sie versteh' nix von solche Sache," sagte er ernst und reichte dem Weibe die Hand. Dann eilte er davon mit langen Schritten, als habe er Angst, der Theologe in ihm könnte widerrufen.

Des Frieders kranker Christian, für den die Pilze bestimmt waren, wohnte am entgegengesetzten Dorfsende, ganz nahe bei Hans Bürger's eigner Wohnung.

Er war das Schmerzenskind des Expfarrers, ja er war derjenige, der zuerst und am öftesten dem Hänen den Gedanken an Austritt aus dem Amte nahegelegt hatte.

Wie die Eve-Rätter durch langjährige körperliche Leiden vom Getriebe des Alltags ferngehalten, hatte der dreißigjährige Mensch, wie jenes Weib, Zeit, über so vieles grübelnd nachzusinnen, was einen Bauern, der tüchtig in Feld und Stall zugreift, niemals in den Kopf kommt.

Aber während die „sinnierige" Schwester der Bärbel von sich aus kühn ihre Schlüsse zog, während sie mit beneidenswerter innerlicher Sicherheit entschied und von keinerlei Autoritätsglauben sich beengen ließ, tastete der junge, kranke Bauer voll ewiger Angst an den Rätseln des Lebens und der Welt herum. Er hatte nicht die Fähigkeit, zu glauben, und nicht den Mut, zu verwerfen; er war einer von den Menschen, die mit ihren grübelnden Fragen nie gefährlich, aber unaufhörlich unbequem werden.

Und der große Hans Bürger, der in seinen sämtlichen Examina selbst rein theologische Fragen mit spielender Leichtigkeit beantwortet hatte, er sah oft an Christians Bett in betrüblicher Hilflosigkeit, und ihm war, als verstünden alle Theologieprofessoren der Welt nicht halb so schwierige Fragen zu stellen, als dieser kranke H—linger Bauer, der erst nicht ein einziges Mal ins rein Abstrakte sich verstrickte, sondern allem, was er fragte, einen Bezug gab auf die einfache, schlichte H—linger Welt.

Mehr als ein Duzendmal hatte der Pfarrer, dem jede Art von beschönigendem Gesunkter ein Greuel war, ehrlich und offen gestehen müssen: „Christian, das weiß ich nicht."

Und Christian hatte mit der unerbittlichen Schärfe eines leberkranken Menschen, dazu eines leberkranken H—linger Bauern, darauf geantwortet: „Des muess e' rechter Pfarrer aber wisse."

Hans Bürger's Nachfolger war ein Pfarrer nach Christians Sinn. Er gab dem Kranken Bescheid, und weil der Kranke nur der Christian war und nicht die Eve-Rätter, so gab er sich zumeist mit dem Bescheid zufrieden, und der neue Pfarrherr war vorsichtig genug, dem Christian nicht allzu oft zu nahe zu kommen.

Hans Bürger aber kam unentwegt. Er hatte ein ungewöhnlich dickes Fell, und was ihm leberkranker Bauern sagten, war dem gutherzigen Riesen von keiner weiteren Bedeutung. Verstand er mit des grübelnden Christian Seele nicht angemessen umzugehen, so verstand er um so besser, für die kranke Leber, den remittenten Magen, die mangelhafte Verdauung zu sorgen. Und was er in dieser Hinsicht leistete, das fand Anerkennung und Dank bei dem schwer zu befriedigenden Kranken.

„Sie hättet solle a barmherzige Schwester werde, Herr Pfarrer," pflegte anerkennend der Christian zu sagen, und Hans Bürger gab es dann mit Lachen zu.

Heute hatte der junge Bauer seinen schlimmen Tag. Er saß in der niedrigen Stube am offenen Fenster und sah über die Gasse, wo glitzernde Spinnfäden in der Herbstsonne flogen.

Hunderte von Fliegen summten in dem Raum, und eine auf dem Tisch liegen gebliebene Brotkrinde bedeckten sie in schwärzlichen Massen.

In dem schmutzigen Kinnisal, das unter den Fenstern

hart am Hause vorüberfickerte, wühlten die Enten nach Würmern und Schnecken, und mitten auf der staubigen Dorfstraße stritten etliche Gänse laut schnatternd um einen halben Apfel. Hans Bürger trat mit kurzem Gruß zu dem Kranken, dessen gelbes, galliges Gesicht von galliger Laune sprach.

„Wie geht's, Christian?" fragte er freundlich und nahm sich einen Stuhl her. „Thut Euch die neu' Arznei net gut?"

Der Bauer winkte wegwerfend mit der Hand. „Was wird denn mi a Arznei kuriere, wo i doch mei Leide mit uf d' Welt brocht han als a Erbeil von Mutter und Ahne," sagte er kurz und bitter und schaute am Pfarrer vorüber.

Hans Bürger legte ihm derb die Hand aufs Knie: „Sag' ich Euch net immer, Ihr sollet net do dra' rumstudiere, sondern endlich emol thun, was der Doktor sagt! Ist denn dees Christenart, daß mer glei gar lei Courage hot und d' Waffe scho streckt, eh' mer überhaupt kämpft hot?"

„Kämpft hot? Gege wen? — Kämpft hot? Gege was?" gab der junge Bauer zurück. „Der mer oder kann mer vielleicht gege unsern Herrgott kämpfe, wenn er sait: Ich will die Sünden der Väter heimsuchen an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied."

In des Kranken Stimme, im Ausdruck seiner flackernden Augen lag eine solche Fülle von dumpfer, bitterer Verzweiflung, daß es dem Pfarrer wie mit Krallen ans Herz griff. Wie oft hatte er diese Kette schon klirren hören, seit er der Herr Pfarrer hieß! Bald klirrte sie lauter, bald leiser, bald hörte nur er sie, bald hörten sie die blödesten Bauernohren. Und hier war einer, der hörte nicht nur das Klirren, dem schnitt die Kette tief ins Fleisch. Wie oft hatte er, Hans Bürger, an der Kette gerüttelt mit priesterlichem Wort, mit priesterlicher That, wenn die Geseffelten kamen, bei ihrem Pfarrer Trost zu suchen für das, was sie nach göttlichem Gesez erdulden mußten. Auf die Zähne hatte er gebissen, jedesmal, denn er kam sich vor wie einer, der wider Gott streitet.

Heute aber fiel ihm plötzlich die Eve-Rätter ein. Die riß sich das Herz nicht wund in marternden Gedanken, die baute ruhig über jeden Abgrund eine Brücke und räumte fester Hand die schwersten Steine aus dem Weg.

Hans Bürger zog die Hand von des Bauern Knie. Frei ward ihm ums Herz und priesterlich, wie nie zuvor, und er sagte ruhig: „Christian, du bist lei Jud' und bist lei Heid und bist lei Türk. Du bist a Christ, und dich geht gar nix ebbes a, als was der Herr Christus g'sagt und g'lehrt hot. Lies vom Blinde, lies vom Nichtbrüchige, und was die alte Jude angeht, das laß beiseit' und kümmer di nix drum!"

Der Bauer schaute auf, als traue er den Ohren nicht. „Ja, schwächt denn so a Pfarrer?" sagte er mürrisch nach einer Pause.

„A Pfarrer bin i nemme; aber i sag' deswege lei Wörtele, des gege mei G'wisse ging', Christian," entgegnete Hans Bürger, und es lag in seinen ehrlichen Augen ein zwingender Ernst, der nicht ohne Eindruck auf den verbitterten Mann blieb.

Langsam fuhr sich der junge Bauer über das spärliche, schlichte Haar; er konnte so schnell nicht in sich verarbeiten, was er eben gehört. Dann senkte er tief auf. Der hoffnungslos gallige Ausdruck in dem gelben Gesicht minderte sich, und er meinte, auf die schürfenden Enten, die gierigen Rückenwärme weisend: „Gudet Se no des Zieser a, wie do alles Lebe hot, wie do alles frist und druf nei ist! Wenn i no au a einzigs Mol wieder an Hunger hätt', und no a einzigs Mol wieder nach ebbes an G'lust. Aber jede Ent' und jede Muck ist besser dra als i!"

Es war eine Klage voll ergreifender Schlichtheit. Dieser junge Bauer, der die Enten und Mücken in ihrer gierigen Gefräßigkeit beneidete, er rief in Hans Bürger ein heißes Mitleid wach.

Und dann huschte über das bärtige Gesicht ein frohes Leuchten, und mit einem kurzen: „I komm' glei wieder!" verschwand der große Mann hinter der niedrigen Thür. Den Weg zur verräucherten Küche, wo das Raminischloß tief über den Herd hing, kannte Hans Bürger genau, und ebenso genau die schmutzige Magd, die da hantierte.

„Dorle, gieb Butter her und a saubere Pfann'." kommandierte er, und mit tiefgebeugtem Rücken, geschäftigen Händen und strahlendem Antlitz bereitete der Theologe ein Gericht Pilze, das ihm geeignet schien, dem Leid des Kranken auf Enten und Mücken den Boden zu entziehen.

Die Magd sah zu, stumpfsinnig und wortlos. Nur als sie den großen Koch eine irdene Platte eigenhändig ausspülen sah, da schüttelte sie den dicken Kopf und murmelte verächtlich: „Dees will a Pfarrer sei, a G'studierter, und spült selber!"

Die kleine Schüssel in seinen großen Händen, trug Hans Bürger das Nachwerk hinein. Er ging so behutsam, als trüge er einen großen Schatz, und mit einem fast kindlichen Ausdruck von Stolz und Freude

hielt er dem Kranken das kräftig und appetitlich duftende Gericht unter die Nase.

Und des Pfarrers Mühe wurde reich belohnt. Immer wieder füllte Christian den Löffel. Er sprach gar nichts — der richtige Bauer spricht nichts beim Essen —, er langte nur immer zu, langsam, fast feierlich. Auch gebietet hatte er nicht; aber Hans Bürger saß daneben, und er hatte die Hände gefaltet; vielleicht machte er es im stillen gut, des Bauern Verschämnis.

Eine Mücke fiel dem Christian ins Essen. Er fischte sie heraus mit kurzem Lachen. „Friß du Brot," meinte er, „dees do ist für mi!"

„Gelt," sagte der Pfarrer, „jezt hent Ihr kein' Reid meh auf d' Mucke?"

„Daß mer's Gott verzeih', 's ist a sündhaft's G'schwätz g'we'!" gab Christian kurz zu und oß weiter.

Es war lang über Mittag, als Hans Bürger seiner Haustür und seinem rosenfarbenen Plakat nahe kam. Die Ernstine würde sicher schimpfen; aber er, Hans Bürger, noch viel sicherer. Er war ein freier Mann, ein Herr seiner Zeit, ein Herr auch seines Mundwerks. Und wenn's heute zehnmal Samstag war — er hatte ja keine Predigt zu machen.

Ein kleines Mädchen mit frischem, schmutzbesudelm Gesichtchen hielt ihn noch an: „Herr Pfarrer, leimet Se mer doch bald mein' Dodelops na!"

„Heut Obed derst se hole, Visebethle!"

Ueber die Gasse schrie ein Weib: „Ist mei Thee bald g'richtet?"

„Nächste Woch', Nachbare!"

„Herr Pfarrer, hent Se mei Gerste angudt?" fragte aus dem Scheunenthor ein Alter mit der Pfeife im Mund.

„Be no net dazukomme, aber morge g'wist!"

„Hent Se doch au mei Uhr net vergeffe?"

„Nei, Frieder, nächste Woch' mache se sicher, i han no zwei andre daheim."

Hans Bürger eilte davon mit langen Schritten. Kein Mensch auf Gottes Erdboden hatte mehr Kummer als er, der ohne Amt war, und kein Mensch fühlte sich mehr am rechten Plage als er, der seinen Beruf verfehlt hatte.

Vom Wiener Hunde-Asyl.

(Bd. 6. 265.)

Das Hunde-Asyl des Wiener Tierschutzvereins ist in einem recht bescheidenen Souterrain-Lokal in der Erdbergerstraße 93 untergebracht. Ungefähr ein Duzend „Boges" nehmen die Gäste auf, die entweder als herrenlos auf der Straße aufgegriffen oder von den Parteien selbst dahin abgegeben werden. Dort werden sie gepflegt, bis sich ein Liebhaber, gegen Erlag der aufgelaufenen Verpflegskosten, findet, oder aber sie werden vertilgt. Die „Hundemutter" besorgt die Wartung und Pflege.

Peter Flott.

Roman

von

Felix von Stenglin.

29. Peter fängt von vorn an.

Nur sein Ziel im Auge, achtete Peter, während er durch die Straßen schritt, wenig auf die Menschen um sich herum. Doch ein ihm begegnendes Fuhrwerk lenkte unwillkürlich seine Aufmerksamkeit auf sich. Ein offener Möbelwagen, mit dem Hausrat einer kleinen Familie bestückt, vorn auf dem Rande des Wagens der Kutscher, dessen Beine nach der Deichsel zu herabbaumelten, das war ja eigentlich nichts so Absonderliches, wenn auch um den Beginn des dritten Vierteljahres herum dergleichen Bilder nicht so oft vorkommen wie um den Beginn des zweiten und vierten Vierteljahres. Was aber Peter einigermaßen fesselte, das waren die beiden auf dem Sofa thronenden Personen: Herr und Frau Kiegel. Sie trug eine Lampe auf dem Schoß, während ihr Mann, die Rechte auf das Knie gestützt, mit der Linken einen Spiegel festhielt. Einen Augenblick blieb Peter stehen.

Frau Kiegel bemerkte ihn, stieß ihren Mann an, und nun bekam er von beiden einen ziemlich gleichartigen Blick, von oben herab (und das war ja nicht schwer, da sie auf dem Wagen saßen) und mit triumphierendem Lächeln. Bei ihm war es feiner, bei ihr breiter. Es schien Peter, als ob sie ein wenig zu viel Ausdruck in ihre Mienen legten, und das brachte ihn auf den Gedanken, daß ihre Stimmung keineswegs heiter sein müsse. Der Umzug ließ auf vorhergegangene Stürme im Hause Grauslich schließen. Da übrigens auch Herr Kiegeisen, der Reisende in Blechen und mit dem gesteigerten Mißtrauen, ausgezogen war, ebenso wie die Familien Wernide und Ledrecht, und da der Ersah sich jetzt nicht mehr so leicht wie in früheren,



Eine Herzstärkung. Nach dem Gemälde von Léon Girardet.

günstigeren Jahren beschaffen ließ, so mochte es nicht eben sehr sonnig im Hause Steglitzerstraße 130 aussehen.

Der Buchhändler Bellinghaus war alt geworden. Da seine Tochter die dreißig überschritten und er erst mit dreißig geheiratet hatte, so ging er den Siebzigen entgegen. Und das bedeutete bei ihm, der sich wenig Erholung in seinem Leben hatte gönnen dürfen oder mögen, das Greisenalter.

Herr Bellinghaus war nicht angenehm davon berührt, als seine Tochter ihm mitteilte, daß ihn jemand zu sprechen wünsche, denn er war eben ein wenig auf dem Sofa eingenickt. So empfing er Herrn Flott keineswegs mit freudlichem Gesicht.

Peter blieb bescheiden an der Thür stehen und machte seine Verbeugung. „Guten Tag, Herr Bellinghaus. Ich wollte mir erlauben . . .“ Peter blickte, sich unterbrechend, mit Bewegung in das gealterte Gesicht mit dem weiß gewordenen Bart.

„Bitte!“ sagte Herr Bellinghaus nur, ohne die Miene weiter zu verziehen, indem er mit dem Finger auf den Stuhl deutete. Er selbst nahm wieder auf dem Sofa Platz. „Womit kann ich dienen?“ fragte er darauf durchaus geschäftsmäßig.

Peter war peinlich berührt von diesem Ton. So sprach der Mann mit ihm, der ihn einstmal so väterlich geliebt hatte? So sprach er mit ihm, nachdem sie sich jahrelang nicht gesehen hatten?

Freilich, sie waren nicht zum besten geschieden, aber dennoch . . . „Wir haben uns lange nicht gesehen“, sagte nun Peter mit ein wenig Zittern in der Stimme und in tiefer Bewegung, die ihn so leicht jetzt überkam, um dann zwar oft plötzlich in das Gegenteil umzuschlagen.

Jetzt sah Herr Bellinghaus ein wenig aufmerksamer seinem Besucher ins Gesicht. Er bemerkte, wie auch dieser sich in den letzten Jahren verändert hatte. Bleich und mager, mit müden Augen blickte er ihn an. Und dann sah Herr Bellinghaus auch die abgetragene Krawatte, den zwar sauberen, aber schon ein wenig ausgefranzten Kragen, die Glanzstellen am Gehrock.

„Wie ist es Ihnen ergangen, Herr Flott?“ fragte Herr Bellinghaus etwas milder, immer aber noch recht zurückhaltend.

„Ich danke“, erwiderte Peter verlegen, „es geht.“

„Haben Sie Befriedigung und Ehre gefunden auf dem Wege, den Sie vor Jahren eingeschlagen haben?“

Peter holte tief Atem. Er wollte erst eine Ausrede gebrauchen, wollte mit andern Worten sagen, daß er zufrieden sein dürfe, aber dennoch nicht so ganz zufrieden — doch er besann sich rechtzeitig und sagte mutig: „Nein, Herr. Ich habe nicht das gefunden, was ich suchte.“

„Om, hm. Und — was trug die Schuld?“

Wieder war Peter in Versuchung, sich herauszureden. Er war im Begriff, die Schuld auf die „eigenartigen litterarischen Verhältnisse“ zu schieben, auf den „traurigen Geschmach des Publikums“ und vielleicht auch auf „ungünstige persönliche und häusliche Zustände“, aber er versagte sich auch dies und erwiderte: „Die Schuld wird wohl an meiner mangelnden Begabung liegen . . . Ich — bin ja nach wie vor der Ansicht, daß ein Genie nicht aufhören sollte, trotz schwerer Fehlschläge um die Anerkennung zu ringen — aber ich bin halt kein Genie. Zum — Ewigkeitsdichter langt es bei mir nicht, mit dem Gemeinen mag ich mich aber auch nicht befassen, und für einen Mittelweg scheint kein Raum zu sein.“ Er besann sich einen Augenblick, dann sagte er: „Aber ich will mir nichts andichten. Ich habe auch den gemeinen, allgerwöhnlichsten Weg versucht — es ist ebenfalls nichts geworden. Da werde ich also wohl überhaupt zu dumm sein.“

Herr Bellinghaus lächelte. „Machen Sie sich nicht selber zu schlecht, Herr Flott. Und wer von seiner Dummheit überzeugt ist, der sagt es auch nicht.“

Peter nickte mit dem Kopf. Und nach einer kleinen Pause fügte er hinzu:

„Uebrigens habe ich vor kurzem Gelegenheit gehabt, nach längerer Pause einmal wieder ein paar gute Bücher zu lesen — schöne Litteratur, meine ich — und als ich fertig war, hab' ich mir gesagt: Das ist so gut, wie du es nie machen kannst, und da“ — Peter lächelte — „da hab' ich mich so gewissermaßen entbehrlich gefühlt.“ Peter sah auf und bemerkte an der Miene seines ehemaligen Chefs, daß dieser mit seinen Worten wohl zufrieden war. Um so mehr berührte es ihn, als Herr Bellinghaus nun, indem er wieder eine völlig ernste Haltung annahm, sehr kurz fragte: „Und — Ihr Begehr?“

Peter zögerte ein wenig. Dann blickte er offen auf. „Ich wollte Sie bitten, Herr Bellinghaus, ob Sie mir wohl wieder eine Stelle in Ihrem Geschäft anvertrauen möchten?“

Herrn Bellinghaus' Gesicht blieb unbeweglich. Er blickte an sich herab und entfernte mit den Fingerspitzen ein Stäubchen von seinem Rock.



Vom Wiener Hunde-Klub: Die „Hundemutter“ mit einem Pfegling.

Peter glaubte mehr sagen zu müssen.

„Ich kann wohl behaupten, daß ich durch die Schule des Lebens gegangen bin, durch eine schwere Schule, und ich würde aufrichtig bestrebt sein —“

Herr Bellinghaus machte eine ungeduldige Bewegung. „Es mag Ihnen jetzt schlecht gehen, Herr Flott, und Sie mögen jetzt einsehen, daß Sie so nicht weiter existieren können, Ihre Worte, die Sie vorhin sprachen, waren ja ganz vernünftig; wer aber giebt mir die Gewähr dafür, daß alles so bleibt? Daß Sie nicht eines Tages, wenn Sie sich erholt haben, von neuem auf die Jagd gehen nach dem, was Sie Ruhm, Ehre und Reichtum nennen? Und — das muß ich Ihnen denn doch sagen — mein Haus ist kein Taubenschlag, wo man nur immer so ein- und ausfliegen kann. Ich hab' mir in schwerer Arbeit mein Brot erwerben müssen und bin alt geworden, bis ich sagen konnte: Nun kannst du ohne Sorgen leben.“ Herr Bellinghaus redete sich in immer größeren Aerger hinein. „Und da kommen dann diese jungen und herzlich unerfahrenen Menschen und wollen klüger sein als wir Alten. Ich habe Ihnen seinerzeit wohlmeinend geraten, Sie sind mir nicht gefolgt — wir sind quitt miteinander.“

Herr Bellinghaus erhob sich, kreuzte die Hände auf dem Rücken und ging im Zimmer auf und ab. Peter war nun auch aufgestanden.

„Ich versichere Sie, Herr Bellinghaus, daß ich anders geworden bin —“

„Lassen Sie mich damit zufrieden! Den Charakter krepelt so leicht kein Mensch um. Und ich kenne diese ehrgeizigen Leute, ich kenne diese Anstrengungen, den Parnas zu erklimmen, ich kenne das alles seit langem, und ich weiß auch, daß solche Menschen im Grunde unverbesserlich sind!“

Herr Bellinghaus, ich habe Weib und Kind, ich komme und bitte Sie flehentlich, weisen Sie mich nicht zurück! Ich darf nicht so nach Hause kommen, gerade heute darf ich es nicht. Es ist aus mit meiner Selbstachtung, wenn ich noch länger so . . . nein, nein! Ach, Sie wissen ja gar nicht, was alles vorhergegangen ist! Ich flehe Sie an, lieber Herr Bellinghaus! Sie weisen ja auch den Bettler nicht von der Thür —“

„Das sind Vergleiche, die ganz bedeutend hinten. Ihnen soll ich doch eine Vertrauensstellung übergeben, ich habe übrigens gar keine frei, aber wenn das auch wäre, ich thäte es nicht.“ Er blieb vor Peter stehen. „Ich kenne Sie ja kaum noch. Sie sind durch die Schule des Lebens gegangen, wie Sie so schön sagen, nun ja, und wenn Sie Not leiden, bedaure ich Sie; aber weiß ich denn, ob nicht in dieser Schule des Lebens manches an Ihnen hängen geblieben ist —“

Herr Bellinghaus! Peter ballte zornig die Faust und starrte seinen früheren Chef mit weit aufgerissenen Augen an. So bescheiden wie er vorhin aufgetreten war, so außer sich war er jetzt geraten. „Sie beleidigen mich, mein Herr!“ schrie er dem alten Mann entgegen. „Und ich lasse mich nicht beleidigen!“

Er zog das Taschentuch, fuhr sich damit über die Stirn, machte ein paar hastige Schritte hin und her, griff dann nach seinem Hut, als ob er sich entfernen wolle, rückte nervös an seiner Krawatte, blieb aber doch stehen.

„Hören Sie mich mal an“, bemerkte der alte Herr nun ruhiger, „wenn Sie noch etwas hören mögen.“

Peter verbeugte sich steif.

„Sie scheinen jetzt sehr leicht erregt. Aber ich will Ihnen mal eine ganz kurze Geschichte erzählen, die macht vielleicht Eindruck auf Sie . . . Ich habe einen Jugendfreund, der ist Delikatwarenhandlcr. Dessen Frau kommt einmal zu einer Kollegin, und die Rede kommt auf das Mäusen. „Sind denn Ihre Mamsells ehrlich?“ fragt die Frau. — „Von der einen kann ich noch nichts sagen“, antwortet die Kollegin, „sie ist erst ein paar Wochen hier, aber die andre, die jetzt da im Laden ist, hab' ich schon acht Jahre, und die ist treu wie Gold.“ Indem treten



Das Denkmal des 94. französischen Linien-Infanterieregiments in St. Marie-aux-Chènes.

sie in den Baden, und die Kollegin sagt der Mamsell, sie möge eine Wurst herunter holen, die oben an der Wand hing. Und wie die Mamsell auf der Leiter steht und sich noch etwas auf die Spitzen hebt, um die Wurst fassen zu können, da klappern die Thaler in ihren Schuhen. . . So. Das ist alles. Machen Sie sich Ihren Vers draus. Oder vielmehr, ich will Ihnen sagen, was ich dabei denke: Man kann für keinen Menschen gut sagen. Und besonders, wenn er durch die Schule des Lebens gegangen ist!

So heftig Peter vorhin gewesen war, so still war er jetzt. In der That hatte ihn tiefste Mitleidigkeit erfasst. Zu Boden blickend, wandte er den Hut in seinen Händen hin und her. „Ja, dann also . . .“ brachte er leise heraus und war schon im Begriff, zu gehen. Aber plötzlich durchzuckte ihn der Gedanke an sein Weib daheim, an sein Kind. Und er hob den Kopf von neuem. „Nein, Herr Vellinghaus, Sie werden mich noch nicht los. Nehmen Sie mich beim Kragen und werfen Sie mich aus der Thür, sonst geh' ich nicht. Sie haben keine Stelle frei — gut! Sie vertrauen mir nicht — gut! So lassen Sie mich eine Zeitlang gegen ganz geringes Gehalt bei Ihnen arbeiten, damit ich wenigstens ein Zeugnis bekommen kann und mich wieder etwas einarbeite. Ich sehe dann binnen kurzem meinen Stab weiter und versuche, wo anders ein Unterkommen zu finden.“

Sinnend blickte Herr Vellinghaus auf Peter. Da bemerkte er, wie des letzteren Augen sich auf die Thür richteten, und als er sich umwandte, stand seine Tochter Gertrud vor ihm. Sie nickte Peter leicht zu und legte ihre Hand auf des Vaters Schulter. „Vieher Vater, versuche es doch mit Herrn Flott. Du weißt, wie tüchtig er damals im Geschäft war.“

„Du, Trudchen?“ fragte ihr Vater ein wenig erstaunt.

„Ich habe herzliche Teilnahme mit Herrn Flott,“ sagte Trudchen einfach. „Und dann hat er doch Familie! . . . Nicht wahr, Herr Flott? Oder haben Sie keine Kinder?“

Peter hatte die Augen bisher gespannt auf Vater und Tochter ruhen lassen, nun sah er letztere allein an und sagte:

„Heute wurde mir mein erstes Kindchen geboren.“

„Gi! Heute gerade?“ fragte Trudchen.

„Da muß man dem stolzen Vater gratulieren!“ bemerkte Herr Vellinghaus und reichte Peter die Hand.

„Ach! Vater!“ erwiderte Peter, in die dargebotene Hand einschlagend. „Der Mutter gehört das Kind zu drei Vierteln, das ist meine Meinung . . .“

Trudchen schlug die Augen nieder. Nach einer kleinen Pause aber hob sie diese wieder zum Vater und sprach:

„Ich möchte Taufpatin bei Herrn Flotts Kleinem sein, und ein silberner Löffel oder ein Serviettenring sind schon zu herkömmlich, wie wäre es, wenn ich dem Kleinen die Anstellung des Vaters in die Wiege legte?“

Lächelnd sah Herr Vellinghaus auf seine Tochter. Und bei sich dachte er: Alte Liebe rostet nicht.

Peter aber konnte sich nun nicht mehr zurückhalten, er stürzte auf Trudchen los, ergriff mit seinen beiden Händen ihre Hand und rief: „O, Fräulein Trudchen! Sie sind ein Engel!“ Doch sogleich besann er sich, daß er sich im Ausdruck vergriffen haben mochte, sie winkte auch so eigentümlich mit der Hand, und da sehte er schnell hinzu: „Das heißt — ich meinte es ja nicht so!“

Eigentlich war das noch schlimmer, aber es wurde ihm nicht übel genommen. Und das war viel, wenn man bedachte, daß sie wirklich keiner war!

Dämmerstunde, als Peter heimkam. Er hatte seinen Entschluß gefaßt. Noch sollte seine Frau nichts erfahren. Es gab ja wohl irgend eine Ausrede, wenn er jeden Tag fortging. Und am Ende des Monats wollte er ihr seinen ersten Verdienst ganz, ganz harmlos und gleichgültig auf den Tisch legen.

Nun sah er bei ihr auf dem Betttrand.

„Was ist dir denn begegnet, daß du so heiter bist?“ fragte Vene matt.

„O mir? Nichts! Nichts!“

„Ich merke es dir ja an! O Peter, Peter! Du warst und bist doch eine große Kindesseele!“

Er konnte es nicht. Dies ging über seine Kräfte. Er konnte es nicht ein halbes Stündchen für sich behalten, geschweige denn einen ganzen Monat.

„Ja, liebe Vene, was soll mir sein? Freilich ist mir was begegnet, und ich muß es dir auch sagen — es hilft mir alles nichts, ob ich will oder nicht — und es ist ja auch 'ne gute Medizin, den! ich . . .“

Vene stützte sich auf einen Ellbogen und richtete sich ein wenig auf. „Nun sag doch!“

Da sagte er ihren Kopf mit beiden Händen, beugte sich herab und sagte: „Ich war bei Herrn Vellinghaus, mein liebes, geliebtes Weib! Und habe ihn gebeten, und er hat mich wieder angenommen. Morgen soll ich antreten, mit demselben Gehalt wie früher . . . Und

nun soll ein neues Leben für mich anfangen, und auch für dich! Ich habe mit all dem andern nun wirklich gebrochen, wirklich und wahrhaftig! Freut es dich? Freut es dich? Ja?“ Er küßte sie zärtlich.

Vene drückte ihm mit ausleuchtendem Blick die Hand und sagte: „Sehr, lieber Peter!“

Ob die Erregung sie so angriff? Sie legte sich wieder hinüber in die Kissen. Peter barg sein Gesicht an ihrer Brust, und sie streichelte ihm das Haar. Dann mit einemmal hielt sie inne. Sie merkte, daß Peters Kopf zuckte, jetzt wieder — ja, sein ganzer Körper schien unter einer gewaltigen inneren Bewegung sich zu erschüttern.

„Ja, Peter, was ist denn? Du weinst?“

„Alle Arbeit umsonst!“ schluchzte Peter. „Es ist ein so trauriges Wort: Vergebens!“

Vene drückte seinen Kopf an sich: „Vieher Peter!“ sagte sie innig. Was sollte sie weiter für Trostorte sagen? Der Schmerz wollte Luft haben. Sie küßte ihn mit ihm. Und dann streichelte sie ihn wieder und wieder und sagte: „Vieher Peter!“

Und mit diesem heftigen Thränenausbruch nahm Peter Abschied von seinen Dichterträumen.

30. Peter als Hausvater.

„ . . . Und nun nochmal, Vater, wie die Schlange 'ne Brücke macht!“

Herr Peter Flott hatte sein Söhnchen auf dem Schoß, während seine beiden Töchter sich rechts und links an ihn schmiegen. Es wurde ihm auf diese Weise etwas heiß, aber er war längst darüber mit sich einig, daß seine Freude ohne schmerzliche Begleiterscheinung ist, daß einem sozusagen alles im Leben ein bißchen versalzen wird. Und so ertrug er denn auch die Unbequemlichkeit seiner augenblicklichen Stellung im Hinblick auf das schönere Gefühl, den Kindern Freude zu machen. Die kleine Eitelkeit, als Erzähler bewundert zu werden, mochte auch etwas dazu beitragen, die „Massage“ der Kinder — wie er deren Herumklettern an sich nannte — geduldig hinzunehmen.

Und er begann: „Das war damals, als ich in Uganda genötigt war, einen Strom zu überschreiten. Meine vier Tiere hatte ich bei mir wie immer. Ali der Elefant, trug mein Gepäck, Wäsche, einen besseren Anzug, Kamm und Bürste, meinen photographischen Apparat, ein gestärktes Oberhemd und meine Sammlung seltener Vögel und Amphibien. Ven, der Löwe, der so stark war, daß von einem Neger, dem er einmal eine Ohrfeige gab, nichts mehr übrig blieb, folgte in einiger Entfernung, um meine Feinde von mir abzuhalten. Mirabu, der Affe, war vorausgesprungen in den Urwald und bog die Zweige der giftigen Pflanzen zurück, denn sonst wäre ich aus dem Walde nicht lebend wieder herausgekommen, und Lulalo, die Schlange, hatte sich ganz einfach um mich herumgeringelt, um mir eine kleine Abwechslung zu verschaffen. So gingen wir also fürbaß —“

„Und Rette?“ fragte Auguste.

Papa wiegte den Kopf. „Ja, Rette! Der war damals schon von dem Krokodil verpeißt.“

„Der arme Rette!“ meinte Ferdinand tief trauernd.

„Ja, Kinder, kein Geschöpf ist unsterblich. Rette, der die Eigenschaft hatte, daß man ihm die Ohren zusammenflechten konnte, war übrigens alt geworden. Er hörte nicht mehr, wenn ich rief, und konnte so schlecht sehen, daß er ein Stuhlbein für 'n Knochen ansah. Na, da wäre er also unter großen Qualen so langsam hingestorben, wenn ihn nicht das Krokodil gefressen hätte. Der schnelle Tod war also eine Wohltat für ihn.“

Das schien den Kindern denn auch einzuleuchten, und Peter fuhr in seiner Schilderung fort:

„Als wir nun den Urwald durchschritten hatten, kamen wir an einen großen Strom. Aber keine Brücke weit und breit. Eben stehe ich noch und denke beim Anblick des Stromes an die Oberpree bei Stralau, da sehe ich, wie aus dem Schilf mich zwei große Augen verlangend anblicken. Und gleich darauf sehe ich, wie ein fürchterlicher Rachen mit langen, spitzen Zähnen sich weit öffnet, um mich zu verschlingen. „Aha!“ denke ich, „du möchtest es mit mir ebenso machen, wie dein Bruder es mit Rette machte!“ Und schleunigst ziehe ich mich vom Ufer zurück. Dummerweise aber hatte Ven, der Löwe, seinen Posten verlassen, um sich sein Mittagssnack zu holen, und da kamen meine Feinde, die Schwarzen, heran, um mich gefangen zu nehmen. Es war ein graufiger Moment. Vor mir das Krokodil, hinter mir die Schwarzen. Ja, seht ihr, da hätte ich nun elend umkommen müssen, wenn Lulalo, meine treue Schlange, nicht gewesen wäre. Sie bohrte den Schwanz in die Erde, erhob sich in die Lüfte, streckte sich so lang aus wie sie konnte, und erfaßte mit dem Maul einen Baumstamm am andern Ufer des Stromes. Da hatte ich eine Brücke. Mirabu, mein Affe, lief voran, und ich wollte eben folgen und auf dem Rücken der Schlange den Strom überschreiten, als das Krokodil noch einmal nach mir schnappte. Und obwohl mich bloß noch ein Vorderzahn erfaßte, trug ich eine tiefe

Wunde davon. Aber ich hatte noch so viel Kraft, auf Lulalos Rücken das andre Ufer zu erreichen, dann brach ich leblos zusammen.“

Mit großen Augen sahen die Kinder den Vater an und warteten, trotzdem sie das Ergebnis schon so oft gehört hatten, mit Spannung auf das weitere.

„Die Sache stand schlimm für mich,“ sagte Peter. „Kein Arzt in der Nähe, und ich lag hilflos auf dem Erdboden. Aber meine Tiere kamen mir zu Hilfe. Ali, der inzwischen herübergeschwommen war, ging gleich an den Fluß zurück, nahm den Rüssel voll Wasser und sprengte mir die Wunde sorgfältig aus. Mirabu sprang in die Wüste davon und holte mir ein Strauchenei, womit ich mich stärkte, und Ven, der Löwe, hatte inzwischen den Anführer meiner Feinde, den Sultan Em Sali Bey, mit Haut und Haaren aufgefressen, so daß nur sein Speer von ihm übrig blieb . . .“

Vene bemerkte später, als sie allein waren, zu ihrem Mann:

„Sage, Peter, es ist doch eigentlich unrecht, daß du den Kindern bergleichen immer vorerzählst. Sie glauben schon fest daran, daß du in Afrika warst, und nächstens werden sie Beweise verlangen.“

Peter lächelte. „Neulich fragten sie schon nach der Wunde, die ich durch den Krokodilzahn davongetragen haben wollte —“

„Siehst du! Und was hast du gesagt?“

„Ich habe sie ihnen gezeigt.“

„Wie, Peter?“

„Es traf sich, daß ich gerade 'ne Schramme an der Wade hatte; du hättest sehen sollen, wie sie das interessierte —“

Nun mußte Vene auch lachen. Aber sie fragte doch, wie er sich das eigentlich denke, wenn sie einmal die Wahrheit erfahren —

Peter nahm das offenbar nicht so schwer. „Wie ist's denn mit dem Weihnachtsmann und dem Storch? Das streifen sie später ohne besondere Schmerzen ab. Und so werden sie's auch mit dem Glauben an meine Kolonialreisen machen. Man wartet eine passende Gelegenheit ab — vielleicht die Konfirmation —, und klärt sie dann auf —“

„Um Gottes willen! So lange wolltest du noch weiter lügen?“

Peter umfaßte seine Frau und sagte: „Ach, laß doch! Sage doch wenigstens 'dichten'!“

Peter schrieb um diese Zeit an seine Schwester, Frau Grete Wanglein in New York:

„Obwohl Du dran bist, schreibe ich Dir, denn Ihr in Amerika habt ja nie Zeit. Ich habe zwar eigentlich auch keine. Wenn ich aber Näheres von Dir wissen will, bin ich genötigt, Dir entgegenzukommen. Und einen längeren Brief hast Du ja auch von mir vielleicht seit einem Jahre nicht bekommen. Du müßtest mich jetzt manchmal sehen, wie ich so meine Tage verbringe. Der reine Philister: Geschäft und Familie. Als Du noch für meine Geburtstagsoden schwärmtest, hättest Du so etwas nie für möglich gehalten, nicht wahr? Und auch damals, als Du vor vier bis fünf Jahren herübergingst, war es noch wesentlich anders um mich bestellt. Trotzdem ich zu jener Zeit schon etwa drei Jahre wieder im Geschäft war, hatte ich noch nicht überwunden, ich hatte noch Anwendungen von Schwäche. Aber nach dem Ueberstreiten des dreißigsten Jahres gab sich das so allmählich. Um diese Zeit scheint der Ehrgeiz — wenigstens jener brennende der Jugend — einzuschlummern. Ohne Poesie bin ich darum doch nicht. Vielleicht genieße ich sogar mehr davon als früher, da ich sie auszuüben versuchte. Wenn zum Beispiel mein Tochterlein — sie ist noch jetzt manchmal eine Daumenlutscherin, meine Zweite —, wenn sie durch das Dunkel der Nacht ruft: „Papale!“ — und da ich mich schlafend stelle, nach einer Weile nochmals: „Papale!“ — und wenn ich dann schlaftrunken frage: „Ja, mein Kind?“ — und sie ganz stolz und treuherzig sagt: „Papale, mir hab' nicht gelutscht!“ (sie kann es in ihrem kleinen Herzen unmöglich länger für sich behalten!), so geht ein Hauch von Poesie durch unsre Kammer und durch mein Gemüt. Und wenn ich von draußen, wo es stürmt, schneit und friert, heimkomme in meine traulich warme Stube, wo mich alles so freundlich und harmonisch anblickt, dann finde ich auch etwas wie Poesie. Oder wenn wir am Schluß des Jahres — Karl Ruppin und ich — Abrechnung gemacht und gesehen haben, daß unsre Arbeit gut war, oder wenn ich gegen Abend im Schummern neben meiner Frau sitze, ohne zu sprechen, und ihre Hand halte, so ist das auch Poesie.“

„Also da sei beruhigt, Gretelein, verknöchern werde ich ja trotz aller Philisterhaftigkeit nicht.“

„Dafür sorgen auch schon die Kinder, deren neueste Bilder ich Dir beilege. Unse Auguste ist nicht übermäßig klug, aber gesund und natürlich. Sie hat uns beide sehr lieb und verteilt ihre Zärtlichkeiten und freundlichen Anerkennungen zwischen uns mit bewundernswürdiger, ja geradezu erfindungsreicher

Unparteilichkeit. Uebrigens ist sie hübsch, was nicht anders zu erwarten war, hat Venes braune Augen (sie ärgert sich immer, wenn Onkel Ruppin sagt, sie hätte ihre schwarzen Augen wieder nicht gewaschen) und mein blondgelocktes Haar. Karoline macht mit ihrem Redefluß ihrer Patin, der Frau Pappeler, alle Ehre. Es ist manchmal zum Verdröckwerden. Sie weiß alles besser als wir, und wenn sie nach etwas fragt, so steht sie immer schon auf der Lauer, unsre Antwort ihrerseits zu berichtigen. Sie wird wegen ihrer Lebhaftigkeit nie die werden, wird im übrigen ihren Mann ganz gehörig unter den Pantoffel bekommen. Der arme Mann thut mir jetzt schon leid im Hinblick auf die zu erwartenden Gardinenpredigten. (Tante Pappeler tastet sich neuerdings mit Vorliebe an den Häusern entlang, da sie Schwindelanfälle bekommt, es wird, alles eine Kohle vor ihren Augen, wie sie sich ausdrückt. Und so ist sie denn auch ein wenig teilnahmslos geworden, tanzt nicht mehr und bleibt jedes Jahr längere Zeit bei ihrer Tochter, wo sie gut gepflegt wird.) Der Ferdinand ist kräftig, aber ein bißchen still. Was mich mit Besorgnis erfüllt, ist, daß er manchmal Einfälle hat, das heißt poetische. Neulich schien die Sonne draußen so herrlich, und wir machten uns gegenseitig drauf aufmerksam. Da sagte er: Der Himmel ist voller Engel. Er wird doch keine dichterische Ader in sich haben?

Deines Mannes Erfolge sind sich hoffentlich gleich geblieben. Da fällt mir ein, er könnte sich vielleicht mal nach der Firma Sittigmann & Co. erkundigen. Wir bekamen im Geschäft vor einiger Zeit ein Rundschreiben, worin von einer Verbrüderung der beiden Nationen auf litterarischem Gebiete die Rede war. In Wirklichkeit handelt es sich wahrscheinlich um eine geschickte Ausbeutung des deutschen Schrifttums. Ich hörte schon vor längerer Zeit, daß er, Sittigmann, ausgekniffen sei. Es muß wohl hier mit dem besten Willen nicht mehr gegangen sein. Es kam ein Tag, wo alle Unversorgenheit ihm nichts mehr nützte und er sich empfahl, um von der Meute, die hinter ihm her war, nicht zerrissen zu werden. (So drückte er sich früher einmal aus.) Ich bin überzeugt, der Mann kann nie untergehen. Er spielt zu gut, nämlich Komödie.

Du fragtest seinerzeit, ob ich mich noch immer gut mit Ruppin verträge, seit wir zusammen das Geschäft des alten Vellinghaus übernommen haben? Na und ob! Wenn ich ihn nicht unserm Trudchen Vellinghaus zugeführt hätte, wäre er doch jedenfalls heute noch nicht festhaft. Und da auch sie mir sehr dankbar ist (die Fäitchen an den Augen und die grauen Haare waren doch schon recht zahlreich, als sie ihn bekam), so bleibt in dieser Hinsicht nichts zu wünschen. Du wirst als freie amerikanische Frau darüber lächeln, daß ich von der Heirat das Glück des Weibes herzurechnen scheine, aber erstens seid ihr ja auch alle nur von Fleisch und Blut, und zweitens hat sie mit ihm nicht nur einen Mann, sondern einen netten Mann bekommen. Es lebt sich wirklich angenehm mit ihm, er hat so was Verzeihendes an sich; du weißt, schon als Junge sagte er sehr bald nach seinen Fehlschlägen: Schad't nichts! — und so ist er noch jetzt, wenn ihm etwas quer geht. Und Aerger hat man ja schließlich doch eine ganze Menge. Er wird immer dicker und lahlköpfiger (ein Aufhalten auf dieser Bahn giebt es bekanntlich nicht) und ist im übrigen ein treuer und splendider Onkel meiner Kinder. Da er für die Folgen nicht auszukommen braucht, so verzieht er sie nach Noten. Unangenehm ist im Geschäft nur, daß er der Wasserlitteratur einen zu breiten Raum gewährt. Aber er ist wenigstens von der praktischen Bethätigung zurückgetreten.

Befinnst Du Dich noch auf die schlesische Martha, von der wir Dir früher erzählten? Sie hat nach einigen Irrfahrten einen Beamten geheiratet, und ein Mädchen schiebt ihren Kinderwagen. Denke Dir, Frau Krümelbier ist tot! Sie starb gerade ein Jahr nach unsrer Mutter. Ich war zum Begräbnis. Herr Krümelbier drückte mir die Hand mit einem Ausdruck — Du weißt, er verehrte sie als Frau und als Dichterin gleichermaßen, und ich glaube, daß er sehr trübe in die Zukunft der deutschen Litteratur blickt, seit sie dahin ist.

Meine Vene läßt herzlich grüßen. Sie befindet sich Gott sei Dank sehr wohl. Unsre hübsche, mollige Häuslichkeit versteht sie wirklich ausgezeichnet zu leiten. Weißt Du, wir haben uns alles allmählich angeschafft, und deshalb hängen wir an jedem Stüd. Natürlich kennt sie jeden Menschen im ganzen Hause, und auch in den Nachbarhäusern werden ihr nicht viele fremd sein. Wenn sie mit den Leuten ins Gespräch kommt, hört sie sobald nicht wieder auf. Ich habe sie gewarnt, daß sie ihrer Teilnahme für andre nicht zu große Ausdehnung geben möge. Sonst würde sie am Ende im Alter eine Klatschbase. Da war sie aber böse. Ich sagte schnell, daß ihre guten Seiten ja von mir durchaus nicht verkannt würden, zum Beispiel ihre vorzüglichen Bratenfaucen und der wetterkundige Fuß...

Schwiegermama geht's so so. Sie läßt auch wohl grüßen. Nur bei ganz einwandfreiem Wetter magt sie sich aus ihrem Bau, denn trotz der wollenen Tücher um den Hals will das „Raafsen“ nicht besser werden. Nun leb wohl, Schwesterleben. Schide mir bald ein Bild von Deinen Kleinen. Haben sie auch so erstaunte Augen wie Du? Und die flatternden Haarsträhnen? ... In herzlicher Liebe

Dein Bruder Peter."

Eines Abends, als Karl Ruppin mit seiner Frau bei Flotts zu Besuch war, sagte er im Anschluß an den Austausch einiger Erinnerungen: „Ja, ja, lieber Peter. So war's. Du das Dichten, ich das Wasser. Und woher? Woher diese Ideen nach Besonderen? Man wollte, als wir klein waren, zu viel aus uns machen.“

Peter schien doch ein klein wenig verlegt, als Karl seine Wasserideen mit dem Dichten gewissermaßen auf eine Stufe stellte. Er blies den Rauch seiner Zigarre mit einiger Wichtigkeit von sich und bemerkte: „Viel leicht nehme ich meine unterbrochenen Arbeiten später zu gelegener Zeit mal wieder auf.“

Venes Blick ruhte einen Augenblick mit etwas besorgtem Ausdruck auf ihrem Mann. Doch ein Lächeln der Beruhigung schwebte alsbald über ihre Lippen. Sie wußte zu gewiß, daß er nicht mehr „rückfällig“ werden würde.

Das neue Reichspostgebäude in Karlsruhe.

Mit drei Abbildungen nach photographischen Aufnahmen der D. Schöbberschen Hofbuchdruckerei in Karlsruhe.

Am 18. Oktober — nicht ohne Absicht an einem Gedenktag vaterländischer Geschichte — ist das neue Reichspostgebäude in Karlsruhe dem öffentlichen Verkehr übergeben worden. Die Anwesenheit des Großherzogs und seiner Gemahlin bei dieser Feier und im besonderen die tief empfundene Ansprache des Landesfürsten, welcher keine Gelegenheit zur Bekundung seiner abgeklärten nationalen Gesinnung vorübergehen läßt, gaben dem Feste, zu welchem als Vertreter des Kaisers der Chef der Reichspostverwaltung erschienen war, eine über den lokalen Anlaß weit hinausgehende Bedeutung.

Die freimütige Art, mit welcher der oberste Leiter des deutschen Postwesens, Staatssekretär v. Podbielski, sein eminent praktisches Programm ohne jede theoretische Vor-eingenommenheit beleuchtete, hat gerade in Süddeutschland ganz besondere Beachtung gefunden.

Daß wir in einer illustrierten Zeitschrift wie der unsrigen auf das jüngst vergangene Ereignis, von welchem in erster Linie die Tagesblätter berührt werden, zurückkommen, erklärt sich durch die Bedeutung, welche das neue Reichspostgebäude in Karlsruhe als architektonisches Werk beanspruchen kann. Wir haben es hier, wie unsre Abbildungen zeigen, nicht mit einem Verwaltungsgebäude nach herkömmlichem Schema, sondern mit einem Bauwerk eigenartigen Gepräges zu thun. Die Reichspostverwaltung hat bereits an vielen Orten unsers deutschen Vaterlandes Bauten geschaffen, welche in bemerkenswerter Weise auf den architektonischen Charakter der jeweiligen Landschaft oder Stadt Bezug nehmen. In Karlsruhe, einer verhältnismäßig jungen Stadt, sind historische Anhaltspunkte solcher Art, abgesehen vom Schlosse, nur in geringem Maße gegeben. Dagegen sind in Nordbaden wie in den angrenzenden Ländern von Bauwerken jüngeren Stils die Barockbauten der geistlichen und weltlichen Fürsten von ganz hervorragendem Reiz, wie Bruchsal, Mannheim, Heidelberg, Waghäusel, Schweighausen, Favorite, Rastatt und so weiter, ferner Würzburg, Ludwigsburg, Stuttgart, Strassburg und so weiter beweisen. In Anlehnung an solche Formen, jedoch in durchaus freier Auffassung derselben, ist das Neuere und Innere des Postgebäudes entworfen. Dieser Stil giebt unter Festhaltung einer gewissen Schlichtheit der Hauptmassen Veranlassung zu phantasievoller Detaillierung. Wappensymbole, deren Kartuschen das Zeichen des Land- und des Seeverkehrs tragen, bekronen das Hauptportal. An den Seitenportalen, welche das Publikum zu den Post- und Telegraphenbetrieben führen, finden sich Reliefs, welche vom Brief- und Paketverkehr oder vom Telegraphen- und Telephonverkehr erzählen oder wenigstens diese Vorgänge andeuten. Dabei wird der Namenszug des Landesherren und die großherzogliche Krone stilistisch verwendet, um auszudrücken, wie innig der Verkehr von Stadt und Land mit seinem Fürsten zusammenhängt.¹⁾

An der Fassade des Mittelbaues dagegen, wo durch die erwähnten Symbole des Land- und Seeverkehrs der Hinweis ins Weite gegeben ist, wird des Kaisers gedacht, indem „die großen Ziele seines unermüdblichen Wirkens, die Hebung des Nähr- und Wehrstandes durch dekorative Reliefs veranschaulicht sind. Im Giebelfeld zeigt das mächtige Reichswappen, daß alle diese Bestrebungen unter dem Schirm des Reiches stehen. Dieser Gedanke wird schließlich, in besonderem Hinweis auf das Verkehrsleben, durch die Giebelgruppe ausgeprochen. Der Genius des Verkehrs stützt sich auf den zur Verteidigung bereiten Adler.“ An die Unbegrenztheit des Weltverkehrs erinnern weiterhin Masken, welche die besonders charakteristischen Menschenrassen veranschaulichen.

Von den Innenträumen hat eine reich architektonische Durchbildung die sogenannte Briefschalterhalle

¹⁾ Bei der nun folgenden Beschreibung wird Bezug genommen auf die im Verlag der G. H. Mälerschen Hofbuchdruckerei, Karlsruhe, erscheinende „Denkschrift zur Eröffnung des neuen Reichspost- und Telegraphengebäudes“.

erhalten. „Stuckverzierungen beleben die Wände und versinnbildlichen: Erdkunde, Handel und Verkehr zu Wasser und zu Land.“ An der Stirnwand, auf welche der Blick des Eintretenden fällt, ist ein größeres Gemälde zur Ausführung gekommen, für welches sich, wie von selbst, das Thema ergab: Deutschlands Verkehr vom Feld zum Meer! Der Vorgang ist so gedacht, daß links unten auf felsigem bergigem Terrain, durch die Attribute des Reichs gekennzeichnet und von einem Schildknappen begleitet, Germania steht. Mit ausgestrecktem Arm weist sie dem Adler, der hier als Sinnbild des Raums und Zeit im Fluge überwindenden Verkehrs gedacht ist, seine Bahn durch die Lüfte zum Meere hin. Putten mit den Symbolen des Fernsprech-, des Telegraphen- und des Postwesens begleiten den Adler. Auf den Bogen des Meeres lenkt der Genius des Verkehrs sein Fahrzeug, welches mit Gütern beladen wird.“ In dieser Darstellung soll die durch das Reich geförderte innige Verbindung des Südens mit dem Norden und zum Meere hin künstlerischen Ausdruck finden. Auch das Haupttreppenhaus hat einen beachtenswerten künstlerischen Schmuck erhalten, nämlich auf hohem Sockel die wohlgeordnete Wüste des vereinigten Staatssekretärs Dr. v. Stephan — ein Geschenk der Karlsruher Handelskammer. Das Bauwerk nimmt einen ganzen Block im Zentrum der Stadt ein. An drei Seiten des Blocks ist die Bebauung in einer Länge von etwa 97 Metern erfolgt, die vierte Seite ist für zukünftige Bebauung offen gelassen. Ein großer und drei kleine Höfe geben eine Fülle von Luft und Licht und dienen zum Teil auch zu Zufahrtswegen. Inmitten des großen Hofes ist ein eignes Elektrizitätswerk errichtet.

Das Hauptgebäude enthält unter Wahrung der Feuer-sicherheit Raum für: Postamt, Telegraphenamt, Oberpostdirektion samt Oberpostkasse und so weiter und für fünf Dienstwohnungen.

Alle für eigentliche Dienstbetriebe bestimmten Räume haben eine Ausbildung lediglich nach Zweckmäßigkeits-rücksichten erfahren unter strengster Vermeidung von dekorativem Luxus. Trotzdem ist ein architektonisch wohlthuender Gesamteindruck erreicht worden. — Aus der erwähnten „Denkschrift“ geht hervor, daß der grundlegende Bauplan unter Oberleitung des Chef-Architekten Geheimen Oberpostrats Hale im Reichspostamt entworfen worden ist, und zwar wie es für ein Werk von dieser Bedeutung naturgemäß, in mehrfachen sich allmählich aus-reisenden Bearbeitungen. Als Architekt sei bei dem ersten dieser Entwürfe des Regierungsbaumeisters Spalding, bei dem letzten, dem zur Ausführung gekommenen, des Regierungsbaumeisters Walter gedacht. Die örtliche Bauleitung und damit die Ausarbeitung sämtlicher Einzelheiten des äußeren und inneren Ausbaues während einer dreieinhalb-jährigen Bauzeit waren gleichfalls dem Regierungsbaumeister Walter anvertraut. An ausführenden Karlsruher Künstlern sind zu nennen: Bildhauer Gölzweck als Schöpfer der Giebelgruppe und der Löwen; Maler Karl Hollmann als Meister des großen Bildes in der Schalterhalle, und Bildhauer Sauer als Bildner des Stephan-Denkmales.

Eine Herzstärkung.

(Bild S. 264.)

In die glanzvollen Tage des ancien régime, in das achtzehnte Jahrhundert versetzt uns der Künstler. Eine Dragonerpatrouille hält am Portal des alten Schlosses, sie ist wohl auf einer Streife durch das Land nach irgend einem entflohenen Missethäter begriffen, und das trocknet den Hals aus, so daß eine Anfeuchtung höchst wünschenswert erscheint. Ein Vorwand zur Anfrage im Schloß ist ja leicht gefunden — vielleicht hat man dort von dem Gefuchten etwas gesehen oder gehört, und wenn nicht, so kann man selbst die Neugierde befriedigen. Gelungen ist der Plan, wie unser Bild zeigt, und in der vollen Flasche ist ja mehr als ein Glas — also Profit!

Das Denkmal des 94. französischen Linien-Infanterieregiments in St. Marie-aux-Chênes.

(Bild S. 265.)

Das an drei Seiten ganz nahe von der französischen Grenze umgebene Dorf St. Marie-aux-Chênes wird gegenwärtig außerordentlich stark von Bewohnern der Nachbardörfer von jenseits der Grenze besucht. Veranlassung dazu ist die Besichtigung des kürzlich renovierten, den Hauptplatz des Dorfes zierenden Denkmals des 94. französischen Linien-Infanterieregiments, das am Nachmittage des 18. August drei Stunden lang das Dorf heldenmütig gegen die preussische Garde verteidigte. Das Denkmal stellt eine Säule auf einem massiven Unterbau dar, auf der ein Muttergottesbild steht. Der stark verwitterte Unterbau wurde gründlich gereinigt und die Figuren neu vergoldet. Ebenso die Inschrift, welche lautet: „La paroisse de St. Marie-aux-Chênes reconnaissante. Virgo potens, spes nostra, ora pro nobis! Le colonel comte de Geslin, les officiers, sous-officiers, et soldats du 94^{me} de ligne à tous les braves du régiment morts pour la France le 18 août 1870. Souvenir d'éternelle reconnaissance.“ (Die dankbare Gemeinde St. Marie-aux-Chênes. Mächtige Jungfrau, unsre Hoffnung, bitt für uns. Oberst Graf Geslin, Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten des 94. Linienregiments, den Tapferen, die am 18. August 1870 für Frankreich starben. In unvergänglicher Dankbarkeit.) Es ist das einzige Denkmal eines französischen Truppenteils auf dem ganzen Schlachtfeld. Mit Anspielung auf den Namen des Dorfes (deutsch Maria-Eich) ist das Denkmal mit Eichen umgeben.



Silhouetten, mit der Schere geschnitten von Anna Corsep.



Schwarzwild im Schnee. Nach dem Gemälde von Chr. Kröner.

Photographie-Verlag von Franz Neumann in München.

Verfasser hat in wiederholten Reisen Land und Leute gründlich kennen gelernt und weiß seine Eindrücke und Beobachtungen scharf und anschaulich wiederzugeben, Natur und Geschichte, Kultur und Kunst erfahren gleiche Aufmerksamkeit. * **Verlag von Max Hesse in Leipzig.** „Katholismus des guten Tons und der feinen Sitten“ von C. G. v. Franke. 9. Aufl. Geb. M. 2.50. Ein Buch, das es, wie das vorliegende, in den wenigen Jahren seit seinem Erscheinen zu neun Auflagen gebracht hat, bedarf eigentlich keiner weiteren Empfehlung. In der That ist uns von all den zahlreichen Büchern des gleichen Genres keines bekannt, das eine so große Reichhaltigkeit des Stoffes in so gedrängter Kürze und eine für jedes Alter und jedes Geschlecht gleich verlässliche Kostprobe in so verständlicher und dabei angenehmer, überall humoristisch durchsichtiger Weise brächte. * **Der Verlag von Otto Maier in Ravensburg** bezieht den Weihnachtstisch mit einer Anzahl neuer Spiele: „Lustige Menagerie“ von H. Stenzinger und Lothar Wegendorfer. M. 2.—. Die reizenden komischen Tierbilder des Rattenregiments bereiten den Kindern größtes Vergnügen, ganz besonders aber ist es der lustige Spielgang, welcher die Kindergeistesfähigkeit fortwährend in Atem und Heiterkeit erhält. Da bei aller Spielerlei doch etwas gelernt wird, so möchten wir dieses reizende Spiel ganz besonders empfehlen haben. — „Das Götter-Lotto.“ 240 verschiedenfarbige Kärtchen und 20 Tafeln, mit Göttern als Frage und Antwort, nebst Angabe der Quellen und des Verfassers. M. 2.—. „Das Götter-Lotto“ gehört zu jenen bevorzugten Spielen, die man, so oft man sie auch spielen mag, stets anregend und heiter spannend finden wird. Es unterscheidet sich wesentlich von den gewöhnlichen Götter-Lotto-Spielen; es führt jedermann spielend und unerwartet in die Kenntnis des Götterreiches der deutschen Nation ein. — „Lustiges Götterspiel.“ Ein ethnologisch-physiognomisch-komisches Spiel von Fritz Pitz. M. 1.50. In erster Linie ist die unterhaltliche Komik, die in diesem Spiel walzt, dazu geeignet, es zum Unterhaltungsspiel für Gesellschaften von alt und jung, aber auch als Mittel zur heiteren Selbstschärfung zu machen. Man stellt die Götter verschiedener Nationen zusammen. Scherzen, Heiterkeit, Trauer, Stumpfheit und so weiter drücken die verschiedenen Köpfe aus. Eine Fülle von interessanten Beobachtungen ließe sich machen, besonders für den, der zu sehen versteht. — „Neues Räuberspiel.“ (M. 3.—) vereinigt eigentlich drei Spiele in sich und giebt das Bild eines anziehenden Wettfahrens in drei Abschnitten. Als großartiges Kunstwerk eine hübsche Vorstellung, wo die rennenden Räuber auf allerhand Wegen durch die verschiedenen Situationen hindurch müssen. Schon die überaus lustigen Figuren erregen die Mitspielenden aufs höchste; ganz abgesehen von den dröhnend-komischen Zwischenfällen aller Art, die der Räuber erlebt. — „Ergelacht“, Beschäftigungsspiel nebst Anleitung zur selbstständigen Herstellung einer leuchtenden Segelacht (65 cm lang) von H. Granz. M. 6.—. Das unterhaltende Spiel enthält allerhand Material und Handwerkszeug, sowie eine illustrierte Anleitung nebst Modellbogen, alles in eleg. Rahmen. — „Geographisches Räuberspiel.“ Ein Zusammenstellen sowohl von Landkarten als auch von bunten Steinen nach Vorlagen. Es ist sehr lehrreich und gewährt zugleich anregende Unterhaltung. Es können 6 schöne Landkarten aus einzelnen Kärtchen (Quadranten und Dreiecken) nach Vorlagen zusammengeheftet werden, außerdem aber noch verschiedenartige farbige Figuren, für welchen Zweck die Rückseiten der 374 Kärtchen aus 6 Farben bestehen. M. 3.50. — „100 Jahre politischer Ereignisse und Fortschritte“ in Erfindungen und Tugenden in einem Gesellschaftsspiel darzustellen, ist ein glücklicher Gedanke. Vor uns liegt ein eleganter Karton mit zahlreichen Bildern und 10 größeren Karten, deren jede ein Ereignis umfaßt, sowie eine Menge von Vortragskarten und sonstigen Materials, welches zu der anhaltenden Spielweise des lehrreichen „Jahrbuchspiels“ dient. — Wer dieses Gesellschaftsspiel nach dem beigegebenen Spielplan verfolgt, durchläuft noch einmal das zu Ende gehende Jahrhundert, und zwar auf ganz besonders lebendige und fesselnde Art. M. 3.—. — Ein gar lustiges Spiel für Hundesfreunde ist das „Hunderennen“. M. 3.—. Ein wahres Prachtspiel. Auf dem Tisch breiten die Spieler ein großes Tableau aus, auf dem das Rennen vor sich geht. Hat schon der bunte Titel auf dem Karton das Auge des Hundesfreundes auf sich gezogen, so zeigt das Spiel selbst, daß hier ein wahrhaftes echtes Sportspiel vorliegt, denn die Bilder kommen von dem bekannten Münchener Tiermaler R. Strebel, dessen Darstellungen berühmt sind. Auf die Spielweise wollen wir nicht eingehen, wir bitten unsere Sportfreunde, das Spiel selbst zu versuchen, und hoffen, daß es unter recht vielen Weihnachtsbäumen zur Freude von jung und alt zu finden sein wird. — „Fröhliche Jagd.“ Wer im Familien- oder Bekanntenkreis daheim eine richtige Treibjagd mitmachen will, dem empfehlen wir das neue Jagdspiel „Fröhliche Jagd“. Ein wahres Prachtspiel in Bezug auf künstlerische Ausstattung. Man kann sich kaum ein Unterhaltungsspiel denken, in welchem das Spiel der Wirklichkeit so nahe kommt wie hier, denn es geht da genau so zu wie bei einem richtigen Treibjagen: Jäger, Treiber, Hunde, Hasen, Rehe, Fuchs, Walddäume mit und ohne Versteck, werden auf dem prachtvollen Tableau aufgestellt, und die Jagd entwickelt sich durch Loslösen der

Hunde. Das Spiel gewährt fortwährende Spannung und großartige Unterhaltung. M. 3.—. — „Puppenmütterchen Nähstühle.“ (Neue Folge) von Agnes Lucas. Hässliches Fleisch und Geschicklichkeit junger Mädchen anzuregen und zu pflegen, ist dies bekannte sinnreiche Arbeitspiel in ganz seltener Weise geeignet. Es verhilft in spielerischer Beschäftigung, indem es mit den jungen Mädchen munter plaudert und sie gleichzeitig im Schneiden von Puppenanzügen unterweist, zu wünschenswerter Fertigkeit und Selbstständigkeit in den weiblichen Arbeiten. (Mit Puppe, Puppenanzug, Schnittmuster in Karton M. 6.—.) — „Die kleine Puppensneiderin.“ Arbeitspiel für Mädchen, durch welches sie die Selbstfertigung von Puppenkleidern spielend lernen. Mit einer 21 Centimeter großen Puppe nebst einer Anleitung (Buch und Schnittmuster) in eleg. Rahmen. Von Agnes Lucas. M. 3.60. Die kleine Puppe, die durch das „Puppenmütterchen“ allbekannt gewordenen Verfasserin ist eine kleine Puppe beigegeben, und darum sind auch alle sonstigen Beigaben — Schnittmuster, Karton und so weiter — von kleinerem Umfang, und das Spiel selbst kostet nur M. 3.60. Nach den großen Erfolgen der „Nähstühle“ ist es wohl nicht mehr nötig, die Bedeutung dieses Spiels hervorzuheben. * **H. W. Richter & Co. in Rudolstadt.** Das dritte Weihnachtsgeschenk für Kinder. — Einen geradezu riesenhaften Erfolg hat in dem letzten Jahrzehnt ein Spiel- und Beschäftigungsmittel für Kinder erzielt, das in seiner äußeren Form wenig anspruchsvoll aussieht, dem aber so reiche Vorzüge gegenüber jedem andern Kinderpielzeug innewohnen, daß ihm thatsächlich ein hoher bleibender Wert beigemessen ist. Wir meinen die Anter-Steinbaukasten obiger Firma. Die Steine sind aus das sauberste geformte und ermöglichen dem Kinde das leichte und sichere Aufstellen. Ein nicht zu unterschätzender Vorteil der Kasten ist ferner deren Unverwundbarkeit, da etwa verloren gegangene Steine jederzeit ersetzt und die Kasten selbst durch Hinzukauf von Ergänzungsteilen planmäßig vergrößert werden können. * **C. Abel-Klinger, Erdgöben- und Spielwaren-Fabrik in Rürnberg.** „Krieg in China.“ Ein recht unterhaltendes, doch aktuelles Spiel mit Kampfszenen und Zinnfiguren; für unsere Zukunftsbilder ein vorerst unerschöpflicher Tummelplatz. Durch alle Spielwaren- und Buchhandlungen zu beziehen. * **Verlag von H. Stord in München: „Der Angelsport.“** von H. Stord sen. Sr. Königl. Hoheit dem Prinzen Ludwig von Bayern gewidmet. Eleg. geb. M. 6.50. Das Buch zerfällt in drei Abschnitte, deren erster eine ausführliche, von großer Sachkenntnis zeugende Beschreibung der meisten bisher im Handel erschienenen und vieler in Deutschland noch neuer Angelgeräte aufweist. Der zweite giebt eine genaue Anleitung zur Fischei mit der Grunde, Fluge, Spinn-, Zölling-, Schlepp- und Erangel. Diese beiden Teile, welche mit gegen tausend Abbildungen illustriert sind, tragen im allgemeinen den Charakter eines Handbuchs, höchst geeignet zum Nachschlagen und zur sofortigen Belehrung für jeden Angler. Selbst erfahrene Angler werden das wertvolle Buch mit Gewinn lesen! * **Verlag von A. Zwiemeier in Leipzig.** „Naturwissenschaftliche Vorträge und Vorträge“ von W. R. S. 1. und 2. Sammlung. 2. Aufl. Wir haben bereits einmal auf dieses höchst verdienstvolle Werk aufmerksam gemacht und müssen es auch heute wieder ganz besonders empfehlen als hervorragendes Festgeschenk für alle Naturfreunde. * **Verlag von Gebr. Reinecke, Herzogliche Hofmusikalien- und Buchhandlung in Leipzig.** Karl Reinecke, „Und manche liebe Schatten steigen auf.“ Gedichtblätter an berühmte Musiker. Geb. M. 3.—. Persönliche Erinnerungen an List, Ernst Schumann, Jenz Lind, Brahms, Wilhelmine Schröder-Devrient, Hilfer und Mendelssohn, denen der Verfasser als Mensch und Künstler nahegetreten ist. — Sophus Baudich, „Das Erdbeben in Windelby und anders.“ Sechs neue Novellen. Deutsch von H. Prehn. Geb. M. 1.80. Der Reiz der Erzählungen von Sophus Baudich beruht in der feinen Ausführung der Details, worin er an die Bilder der alten holländischen Schule erinnert. Da er auch in Deutschland längst kein Fremder mehr ist, werden auch die vorliegenden Novellen offene Herzen finden. * **Verlag von Wilhelm Ritzsche (Inhaber August Brettinger) in Stuttgart.** Wilhelm Ritzsche's Neue Deutsche Mädchenbibliothek: Band 1: Sophie v. Riebeltschütz, „Ein Grafenkind.“ Geb.: Einzelpreis M. 3.50, Abonnementpreis M. 3.—. Ein in Reichtum und Glanz aufgewachsenen Mädchen, gepflegt und gezeugt durch den Tod des geliebten, ritterlichen Vaters, kommt durch Eindrücke verschiedenster Art zur Erkenntnis, daß Einfachheit und treue Pflichtenfüllung ein höherer Erfolg für Reichtum und Glanz zu sein vermögen. Nach harten Lebensgängen, nützlich in christlicher Ergebenheit vorangeführt, kehren Glück und Zufriedenheit wieder ein. — Wir warmer Empfindung und tiefer Lebenswahrheit ist eine ernste, tief-ergreifende Erzählung, aber auch ein erhebend-unterscheidender Genus geboten! — Band 2: Marie Beeg, „Das Vermächtnis der Tante.“ 3. Aufl. Geb.: Einzelpreis M. 3.50, Abonnementpreis M. 3.—. Die in Mädchenkreisen wohlbekannte und beliebte Verfasserin bringt mit dieser Erzählung ein reizend geschriebenes Buch, dessen fesselnde, charakteristische, von wahrer Ehrfurcht durchdrungene Lektüre in ihrer

überstehenden Verquickung von Zufällen, Thaten und Wandlungen nur volle, moralische und geistige Befriedigung bietet! — Band 3: Frida v. Kronoff, „Genia.“ — „Durch Kampf zum Sieg.“ Geb.: Einzelpreis M. 4.—, Abonnementpreis M. 3.50. Ein himmelstolzes, dem wirklichen Dasein abgelaufenes Lebensbild. „Genia“, das Professorentochterlein, ist kein Schöpskind des Glases, die Erzählung kein lockeres Aneinanderreihen von ungelunden Romanen! Nein, festes Gottvertrauen, eheliche Arbeit, thätiges Streben sind die Lebens- und Glückbedingungen der im Entfegen aufgewachsenen Heldin, die kein Zurück duldet! Von brennender Sehnsucht getrieben, unentwegt dem Ideal wahrer Menschenwürde dienend, geht es, wenn auch auf dornigen Peln, doch vorwärts: „Durch Kampf zum Sieg.“ — Band 4: Marie Beeg, „Die Vierblättrigen.“ Preisgekrönte Arbeit. 2. Aufl. Geb.: Einzelpreis M. 4.—, Abonnementpreis M. 3.50. Die Ergebnisse von vier Pensionatsfreudinnen, später in die verschiedensten Lebenslagen versetzt, zerfallen in reiche, hochinteressante Abwechselung. Der Schicksale merkwürdigste Verwickelungen entrollen Bilder spannendster Erwartungen und erregen Bewunderung in edel-ideal und feinsinnig gegebener Lösung! — Die Abonnementpreise treten nur beim Bezug aller Bände ein! — „110 moralische Erzählungen“ für Kinder (von 7—12 Jahren) von Karoline Späth. 7. Aufl. Mit 4 Farbdruckbildern und vielen Illustrationen von Alfred Greiner. M. 3.—. Sinnreich und einfach, aber moralisch anregend und schön erzählendes Geschenkbuch für Knaben und Mädchen, sowie für die Mütter, welche den Kindern vorlesen und erzählen will, gleich empfehlenswert! **Musikalien.** Eine sehr hübsche, durchweg gediegene Auswahl legt uns die bekannte Firma **Gebrüder Aug & Co. in Leipzig** vor: „Nurthen und Nolen“, 80 der schönsten Lieder, Arien und Duette instruktiv geordnet von R. R. Vogel. M. 3.—. Inhalt: Leichtere Lieder — Schwierigere Lieder — Arien und ähnliche Gesänge — Duette. — „Sander-John-Album“, 33 Lieder aus dem Repertoire von Lillian Sander-John. M. 4.—. — „Jehn weihnachtliche Lieder“ (nach Solalquartetten) für zwei Singstimmen mit Pianoforte, bearbeitet von R. R. Vogel. M. 1.50. — „Sieben Weihnachtslieder“ nach älteren Texten, komponiert für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte von Hans Lör. M. 2.—. — „Drei Weihnachtslieder“ (Gedichte von Rudolf Dieck), komponiert für eine Singstimme mit Pianofortebegleitung von Karl Attenhofer. M. 1.50. — „Weihnachtslieder“ von Peter Cornelius unter Zugrundelegung einer alten Weihnachtsweise, für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte (Orgel, Harmonium). Komp. von Hermann Junke. M. 1.—. — „Der Lieder“ für eine Singstimme: „Lieder der Heide“, M. 1.20, „Serenade“, M. 1.20, „Lied“, M. 1.—, „Des Abends“, M. 1.20, komp. von Paul Kengel. * **Verlag von Johann Andre in Offenbach a. M.: „Weihnachtslieder und Choräle“,** für Pianoforte bearbeitet mit Hinzufügung der Texte von Heinrich Siewert. M. 1.50. Eine wohl ausgewählte Sammlung stimmungsvoller Gesänge für die fröhliche, festliche, gnadenbringende Weihnachtszeit. Mögen sie in manchem Hause erklingen zur Weile der festlichen Nacht! — „Christkind-Gavotte“ für Klavier zu 2 Händen von Ludwig Andre. M. 1.20. — „Unter dem Tannenbaum.“ Weihnachtslieder für Klavier zu 2 Händen von Ernst Simon. M. 1.50. — „Weihnachtslieder aus Mitternacht“, kleine Phantasien über „Stille Nacht, heilige Nacht“ für Klavier zu 4 Händen von Johann Sander. M. 1.20, zu 2 Händen M. 1.—. * **Verlag von Hermann Zemann Nachfolger in Leipzig.** Die „beiden letzten Walzer von Johann Strauß“, Abschiedswalzer (F-dur) und Jägerwalzer (A-dur) sind schon erschienen. Preis der Ausgabe für Klavier zu 2 Händen je M. 1.80. Neben dem Ballet „Aschenbrödel“ sind diese Walzer die einzigen im Nachschlag des vereinigten Wiener Meisters vorgehenden Kompositionen, welche ein wirklich in sich abgeschlossenes Ganze bilden; ohne Zweifel dürfte sie binnen kurzem zu den am meisten genannten und geliebten Kompositionen von Johann Strauß gehören. * **Herder'sche Verlagsbuchhandlung in Freiburg i. Br. „Deutsche Lieder“,** Klavierausgabe des Kommerzbuches, besorgt von Dr. Karl Reiffert. Enthaltend 557 der besten und liebsten Vaterlands-, Studenten- und Volkslieder, sowie ein- und zweistimmiger Sologänge mit Klavierbegleitung. M. 15.50. Diese Sammlung verdient in ihrer Besonderheit das höchste Lob, die warmste Empfehlung; sie erfüllt den längst gehegten Wunsch nach einer Klavierausgabe des vom Verband der katholischen Studentenvereine Deutschlands herausgegebenen, weit verbreiteten Deutschen Kommerzbuches und ist vom Verlag in tadelloser Weise ausgestattet. Die Begleitungen sind alle so eingerichtet, daß die Oberhand die volle Melodie enthält; es können die Lieder daher auch für sich allein, ohne Gesang gespielt werden. Möge das gediegene Werk überall Eingang finden, wo Sinn und Lust für Spiel und Sang, und solche traute Stille giebt's wohl überall:

In jedem Haus ein Klavierloft,
In jedem Hause Stimm- und Hand,
In jedem Haus Entzückungen
Fürs liebe deutsche Vaterland.

Aus Küche, Haus und Hof.

Weihnachtsbackwerk.

Stuttgarter Lebkuchen. 2 Pfund Zucker läutert man über dem Feuer mit einem Glas Weiswein, thut 1 Liter Honig hinzu und läßt die Flüssigkeit eine Viertelstunde kochen. Ist sie etwas abgekühlt, so rührt man 50 Gramm Zimmt, 60 Gramm Zitronat, 60 Gramm Pomeranzenschale, beides fein geschnitten, die abgeriebene Schale einer Zitrone, 2 Pfund ungeschälte, gemahlene Mandeln, eine Messerspitze Hirschhorn hinein und zuletzt 1 Kilo und 750 Gramm Mehl. Die Masse muß tüchtig gerührt und noch warm verarbeitet werden. Man rollt sie in kleine Portionen aus und schneidet hübsche viereckige Stücke daraus. Sie müssen hellbraun, aber ja nicht zu dunkel gebacken werden, sonst verlieren sie den feinen Geschmack.

Mandelfranze. 1 Pfund Mandeln wird mit der braunen Schale fein gestoßen oder gerieben. 1 Pfund Zucker, 25 Gramm Zimmt, fünf Eiweiße mengt man unter die Mandeln. Zum Formen der Kränze nimmt man etwas Mehl aufs Brett, legt sie behutsam auf ein gefettetes Blech und läßt sie nicht zu hart ausbacken.

Katzen. 750 Gramm gestoßener Zucker, 500 Gramm ohne braune Schale geriebene Mandeln, vier Eiweiße und die abgeriebene Schale einer Zitrone. Eiweiße, Zucker und Zitrone werden gerührt, bis Blasen entstehen; dann giebt man die Mandeln hinzu und setzt theelöffelweise die Masse auf eine mit Wachs bestrichene Platte und bäckt

sie ganz hell, so daß sie inwendig weich bleiben.

Gutes Weihnachtsbrot. 5 Pfund Mehl, 2 1/2 Pfund Zucker, 1 Pfund Butter, neun Eier, drei Theelöffel Zimmt, zwei Muskatnüsse, fein gerieben, einen halben Theelöffel gestoßene Nügelchen, eine Messerspitze Hirschhornsalz. Hiervon macht man einen Teig, behält etwa 1/2 Pfund Mehl zurück zum Streuen, rollt den Teig nicht zu dünn aus, nimmt entweder Holzformen zum Ausdrücken oder Blechformen zum Ausstechen. Auf Bleche gelegt, die leicht mit Mehl bestreut sind, bäckt man das Spekulatius hellgelb. In einer Porzellan-schüssel oder Blechbüchse kann man es wochenlang frisch erhalten.

Kuchen zum Wein. 280 Gramm Butter, ebensoviel Zucker, Mandeln und Mehl, vier Eier, Schale und Saft einer Zitrone und etwas geriebene Muskatnuss. Die Butter wird schaumig gerührt, nach und nach die andern Zutaten beigegeben, zuletzt das durchgeseibte Mehl. Die Masse kommt dann in eine mit Butter und Zwieback hergerichtete Springform, und ein Teil der zurückgelassenen Mandeln wird, mit Zucker vermischt, darüber gestreut. Der Kuchen muß ziemlich viel Hitze haben und 1 bis 1 1/2 Stunde backen.

Anna Vera. Mit dem Wackel, etwas rechte Hübsches zu Weihnachten zu schenken, steht oft die Ebbe im überhaupt nicht allzu vollen Geldbeutel in so großem Widerspruch, daß man den Wunsch begraben und etwas Einfaches

wählen muß. In solchen Fällen kann man, wenn man kleine Gipsabgüsse bekannter Figuren wählt, diesen ein dem Elfenbein ähnliches Aussehen geben und auf diese Weise den Wert der kleinen Liebesgabe äußerlich heben. Man säubert die Figuren erst überall ab, da ihnen kein Staubchen anhaften darf, und bepinselt sie darauf so lange mit Milch, bis der Gips nicht mehr davon aufzufangen vermag. Dann stellt man die Figur an einen staubreien Ort und läßt sie trocknen. Noch besser ist es, sie mit heißem weißem Wachs zu überziehen, doch erfordert dies Verfahren Schnelligkeit der Arbeit und Geschicklichkeit. Man muß die Figur bei diesem Verfahren erwärmen, damit das Wachs sofort einzieht.

Weitere oder alleinlebende Leute, die sich zum Christfest keinen Baum ansparen mögen, sollten doch nicht ganz auf Tannengrün und Lichterglanz am Fest verzichten, sondern an Stelle des Weihnachtsbaumes einen Weihnachtskranz anbringen, der als Schmuck nur Kerzen verlangt. Man läßt sich einen großen, dicken und sehr festen Tannenkranz binden oder bindet ihn selber und schneidet nun aus Goldstoffs vier lange, schmale Streifen, die man um dicke Wollschnur bindet und dann am Kranz befestigt, um sie oben wie die Schnüre einer Ampel zusammenlaufen zu lassen. Der Tannenkranz wird nun mit Wachslichtern bestückt und der Kranz an der Decke an einem Haken an den Schnüren aufgehängt. Die Streifen

müssen genügend lang sein, damit der Kranz so tief herunterhängt, daß man die Kerzen gut auslöschen kann.

Das vorzeitige Abeln des Christbaumes, das zumal in warmen Räumen zum Leidwesen von Hausmutter und Kindern rasch eintritt, kann man verhindern, wenn man den Baum sofort in einen genügend großen Kübel mit nassem Sand pflanzt. Der Kübel wird außen goldig bronzirt und mit Zweigen von Stechdorn umgeben, die ihn fast verdecken und nur hin und wieder ihn goldig durchschimmern lassen. Der Sand muß täglich angefeuchtet werden; damit er nicht zu fest wird, wird er mit Moos und Tannenzweigen bedeckt. Zur Schonung des Fußbodens legt man ein Stück Lino-leum unter den Kübel, das man nach der Größe des Christbaumkübels schneidet.

Um die Ecken der Weihnachtsstube, die meist trübe und dunkel sind, am Weihnachtsabend zu erleuchten, füllt man hohe Gläser bis zum Rand mit farbigem Wasser, stellt sie auf kleine, in den Ecken angebrachte Bretchen, welche mit einem Tannengeweide verdeckt werden, und stellt brennende Kerzen, die nicht über die Gläser hinausragen dürfen, dahinter. Gelbes Licht erhält man, wenn man Alaun in Wasser löst und dies mit Safran löst und die Flüssigkeit durch ein Lappchen preßt. Rotes Wasser entsteht, wenn man Gummiack in Alaunwasser löst und durchsiebt. Die farbig erleuchteten Ecken bieten einen reizvollen Anblick.

Luisa Hölle.

Was giebt es Neues?

Aus hohen Kreisen.

Ein Gedicht Kaiser Friedrichs. Ein bisher noch nicht bekanntes Gedicht, das Kaiser Friedrich von seinem Krankenlager aus telegraphisch an seine Gemahlin richtete, als sie am 9. April 1888 nach Posen eilte, um der über-schwemmten Stadt die kaiserliche Teilnahme zu bekunden, teilen die „Posener N. N.“ mit. Das Telegramm lautet wörtlich:

„Selbst im Leid des Trosts
begehrst Du, fremdem Leide
wehrend,
Trennst Du Trost und Mut,
Bringst Du Trost und Mut,
Wo Du weißt, ist Hoffnung
nahe.
Sei gegrüßt: „Viktoria“.
Friedrich.“

Länder- und Völ- kerkunde.

Das Rathaus zu Malschin hat in letzter Zeit eine Erneuerung erfahren durch Beseitigung der unpraktischen schweren Zinnen des Baues von 1842, an deren Stelle ein ansteigendes Dach, mit grauen Schiefeln gedeckt, getreten ist, dann durch Auskleidung der Fenster und Nischen mit gelben und roten Ziegeln. In dieser schmalen Neugestaltung ist das Malschiner Rathaus ein würdiger Raum für die Beratungen des mecklen-burgischen Landtags geworden, die hier — abwechselnd mit Sternberg — gepflogen werden.

Ein seltenes Orchideenstueck ist dasjenige, das seit Jahr-hundert den Mikados als kaiserliches Siegel dient. Die Riesenvorblume hat einen Durchmesser von 16 Centi-metern, und man kann diese Königin der Ritu nur mit unendlicher Mühe züchten. Herr Fukuba, der Direktor des kaiserlichen Gartens in Tokio, weist uns in der „Gibet“ in die Geheimnisse der Kultur dieser Pflanze ein. Wenn die Blütentkappe sich öffnet, wird der Kelch hohl, das Herz senkt sich, und man muß alsdann mittels unbiegsamer Metallstäbchen das Innere der Blumkrone zwingen, sich zu öffnen, indes ein Blatt Seidenpapier alle widerstehenden Blumenblätter niederdrückt.

Naturwissenschaftliches.

Ein riesiger Walfisch ist kürzlich mit dem der Bergischen Dampfschiff-Gesellschaft gehörenden Dampfer „Reptun“ in den Hamburger Hafen gebracht worden und hat einige Tage später ziemlich unbemerkt eine Fahrt durch einen Teil der Stadt gemacht. Das Tier ist zwischen Spitz-bergen und der Bäreninsel von dem bekannten Walfisch-fänger Ingebrigt erlegt worden und soll, nachdem es nach einem besonderen Verfahren für diesen Zweck präpariert sein wird, in Hamburg und dem übrigen Deutschland zur Schau gestellt werden. Es ist ein Fimmwal (Balaeoptera boops) aus der Klasse der Vartenwale und hat eine Länge von 21 Metern, darf also die Bezeichnung eines „Riesen der Tierwelt“ mit Zug und Recht in Anspruch nehmen. Sein Gewicht betrug nach dem Fang 150 000 Pfund, — allerdings unter Einschluss von 15 000 Dorschen, die man bei der Ausschachtung des Tieres als Spuren seiner „letzten Mahlzeit“ im Mageninnern vorfand.

Sport.

Eine schöne Strecke. Die Haffjagden, welche in den kaiserlich russischen Revieren von Bielowerich in Litauen in der Zeit vom 31. August bis 12. September dieses Jahres abgehalten wurden, ergaben als Strecke 42 Wifents, 36 Gelschaufler, 53 Edelhirsche, 325 Rehbocke, 3 Riden, 26 Stück Dam- und 138 Stück Schwarzwild und 51 Füchse; an Federwild weiter 3 Auerhähne, 4 Waldschneepfen und 4 Haselhühner.

Litteratur.

Die Jugend- und Volkschriften von G. Falkenhorn, namentlich seine zehnbändige Bibliothek „Jung-Deutsch-land in Afrika“ erfreuen sich seit lange des Beifalls der Pädagogen. Der neueste 10. Band betitelt sich „Pioniere der Kultur in Deutsch-Südwestafrika“ (Preis kart. M. 1.50). Der Verfasser zeigt stets das Bestreben, an der Hand einer spannenden Erzählung den Kreis des Wissens seiner Leser zu erweitern. — Diese Tendenz hat auch seine neueste Erzählung „Die Helden vom Baal“ (Preis M. 4.—). Der tragische Kampf des kleinen Buren-volkes gegen die englische Uebermacht ist der große Hinter-grund, auf dem sich eine frei erfundene Geschichte abspielt. Viele Abschnitte sind so tief empfunden, einzelne Gestalten, namentlich die des alten Pieter Dyd so markig gezeichnet, daß die Erzählung ohne Zweifel auch unter Erwachsenen Leser finden wird. — Dasselbe gilt von Meschwih, „Doxer und Blaujacke“ (Preis geb. M. 4.—). In ungemein fesselnder Weise führt uns der Verfasser in den Mittelpunkt des gegen-wärtigen Interesses: nach China; die Hauptperson der Erzählung ist Leutnant Hans Bernau, dessen Erlebnisse als Ordomanzoffizier den Hauptteil des Buches bilden. Erschienen sind diese Jugendchriften in dem Verlag von Alexander Köhler, Dresden und Leipzig.

Preisaus schreiben.

Der Allgemeine deutsche Sprachverein veranstaltet ein Preis-ausschreiben, dessen Gegenstand die beste Verdeutschung der folgenden zehn Wörter ist: 1. Amateur, 2. Baby, 3. Con-cours hippique, 4. Couplet, 5. Hotelrestaurant, 6. Pedal



Neues Rathaus in Malschin.

(beim Fahrrad), 7. Record, 8. Reclame, 9. Rochade, rochieren, 10. Sweater (als Kleidungsstück). Preise: je fünf Mark. Bedingungen: 1. Die Verdeutschung darf in keinem Fremd- oder Verdeutschungswörterbuch enthalten sein. 2. Bewerbungen müssen spätestens am 31. Dezember 1900 bei Herrn Oberlehrer Dr. Siebert, Wilmsdorf bei Berlin, Wegenerstraße 19, eingehen.

Verkehr.

Verchiebung des Stationsgebäudes in Großslattengrün. Das Gebäude wurde vermittels eines sämtlichen Mauern unterstützten Kistes von eisernen Trägern auf den acht hölzernen, mit kräftigen Glaceisen versehenen Rollbahnen gelagert, mit 150 klei-nen Hebschrauben ab-gehoben und mittels acht kräftiger Wagen-winden verschoben. Die Verchiebung ging tadellos von statten, ohne jede Betriebs-störung. Zwischen den äußeren Rollbahn-hölzern waren schmied-eiserne Walzen von 96 Millimeter Durch-messer, zwischen den inneren gußeisernen Augen von 60 Milli-meter Durchmesser in einem Abstand von je 100 Millimeter ein-gefügt. Die Gesamt-kosten der Verchie-bung werden den Be-trag von 10 000 Mark nicht überschreiten.

Dem allbestehenden Verkehr der Neuzeit gegenüber kann jetzt auch nicht einmal das tote Meer wie die früheren Jahrtausende hindurch seine ruhige Stille bewahren. Der wachsende Warenaus-tausch und das stärkere Zufließen von Reisenden lassen eine bessere und kürzere Verbindung zwischen Jerusalem und Et Re-rab, der alten Haupt-stadt des Landes Moab, erwünscht erscheinen, deren Linie das tote Meer durchschneidet. Dem Verkehr über das Wasser soll dabei ein kleiner Dampfer von etwa 30 Meter Länge dienen, der in Ham-burg gebaut ist und im Juni dieses Jahres bereits nach Palästina befördert wurde; es ist dieses der erste Dampfer, der die stil-len Fluten des Toten

Meeres durchkreuzen wird; er ist für Personen- und Güter-verkehr bestimmt; neben entsprechender Bedienung wird er etwa 30 bis 40 Personen aufnehmen können; er führt den Namen „Prodomos“. Das Unternehmen selbst geht von den Ansässen des griechischen Klosters zu Jeru-salem aus.

Anglücksfälle.

Von einem Haiisch gefressen wurde im Indischen Ozean der Sohn des Pfarrers Herbig zu Holzengel bei Greußen. Er war als erster Offizier auf einem Hamburger Handels-dampfer angestellt und wurde durch eine Sturzsee über Bord gespült. Eine Rettung war unmöglich; vor den Augen der entsetzten Schiffsbesatzung wurde der unglück-liche junge Mann von einem der das Schiff umschwärmten Haiische erfaßt und zum Meeresgrunde gezogen, einen dunkeln Blutstreifen hinter sich lassend.

Frauenfrage.

In den Waisenrat der jüdischen Gemeinde in London wurden zwei Frauen mit großer Majorität gewählt. Früher waren in der jüdischen Gemeinde die Frauen von allen derartigen Ämtern ausgeschlossen, jetzt giebt es überhaupt nur zwei jüdische Körperschaften in London, die nicht Frauen in irgend welchen Ehrenstellen haben. — Rachel Frank, so berichtet der „Pester Lloyd“, genießt die seltene Auszeichnung, in San Francisco das Amt eines Rabbi auszuüben, das ihr von der jüdischen Gemeinde verliehen worden ist.

Statistisches.

Die Statistik über die Billardabgaben läßt seit Jahren erkennen, daß dieses in Frankreich ehemals so beliebte Spiel immer mehr, wenn auch langsam, zurückgeht. Auch von 1899 auf 1900 war wieder eine Verminderung fest-zustellen, nämlich von 92 483 auf 91 979 Billards. Be-sonders in den kleineren Gemeinden scheint man sich immer weniger für die „Carambolage“ zu interessieren; statt 70 325 Billards im Jahre 1899 zählen sie nach den neuesten Ermittlungen nur noch 70 031. Paris dagegen hat nur 75 Billards im laufenden Jahre eingebüßt.

Gestorben.

Am 19. November verstarb nach längerem Leiden in Frankfurt a. M. Eugen Dané, durch seine feinsymphonischen, formvollendeten lyrischen Dichtungen in weiten Kreisen bekannt. Er war geboren am 28. Mai 1845 zu Neu-Ruppin und in Frankfurt seit Jahren als Ver-sicherungsbeamter tätig. Das Erscheinen seines letzten Werkes „Im Zenith“ zu erleben, war ihm leider nicht vergönnt; wir werden darauf zurückkommen. Aufrichtig betrauern wir den Heimgang dieses geschätzten Mitarbeiters — uns aber war er mehr!



Die Verchiebung des Bahnhofgebäudes von Großslattengrün.